



Berlin, den 22. September 1900.

Das arme Reich.

Offiziell wurde am vierzehnten September, einem Freitag, gemeldet, die Diskontogesellschaft habe eine Transaktion vermittelt, „wonach achtzig Millionen Mark vierprozentiger Schayanweisungen des Deutschen Reiches, fällig 1904 und 1905, von zwei new-yorker Bankfirmen übernommen und mit Genehmigung der Reichsbank in den Vereinigten Staaten auf den Markt gebracht werden sollen“. Vortrefflich, erscholl es aus der Reihe der Lobfänger, deren Chor freilich schon recht dünn klingt, ganz vortrefflich; auch England hat in Amerika Geld geborgt und Herrn Rothsteins new-yorker Pumpversuch scheiterte nur, weil gerade der chinesische Drache die Kapitalistengemüther schreckte; sehr geschickt, daß nach Briten und Russen auch wir nun diesen Weg wandeln. Unser Geldmarkt hätte die neue Belastung nur schwer ertragen und die dreiprozentigen deutschen Papiere, deren niedriger Kurs schon jetzt die Bürger unzufrieden stimmt, wären durch eine neue Anleihe noch tiefer hinabgedrückt worden. Ein wahrer Segen, daß Kuhn, Loeb & Co. von drüben das Geld angeboten haben. Und auch der Modus ist gut; Schayanweisungen sind ja natürlich besser als Schuldverschreibungen. Der Lobfängerchor drang leider nicht durch; die Mehrheit der Deutschen empfand es als eine Beschämung, daß wegen einer Läpperei von achtzig Millionen in Amerika geborgt werden müsse. Und da eine weise Regierung selbst die beschränktesten Unterthanen gern vor lästiger Regung der Schamgefühle bewahrt, so wurde am achtzehnten September, einem Dienstag, offiziös gemeldet, der „wirkliche Sachverhalt“ sei den unfreundlichen Kritikern des neuesten Reichsgeschäftes noch gar nicht bekannt. Erstens handle es sich überhaupt nicht um Schayanweisungen, sondern um

binnen kurzer Frist zurückzahlende Schuldverschreibungen. Zweitens sei die Anleihe vom Reich „nicht in Amerika begeben, sondern in vollem Betrage von der berliner Diskontogesellschaft übernommen worden.“ Es versteht sich, daß diese Kunde den Volsängern nicht die Stimmgabel verstopfte. Sie sind längst gewöhnt, Absichten und Entschlüsse der Maßgebenden in mindestens zwei Versionen feiern zu müssen, und verloren auch diesmal nicht die Fassung. Vortrefflich, jubelten sie, ganz vortrefflich; also nicht unsolide Schakanweisungen nach englischem Muster, sondern eine gewöhnliche Anleihe, die auf den deutschen wie auf den amerikanischen Markt kommt. Wer hatte nur den aberwitzigen Einfall, das herrlich blühende Deutsche Reich könne auf die Hilfe der Yankee's angewiesen sein? Und so weiter.

Sachverständige Finanztechniker mögen entscheiden, ob der Anleihehandel mit der wünschenswerthen Geschicklichkeit abgeschlossen worden ist. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes ist ein kluger, das Durchschnittsmaß excellenter Beamtenbildung beträchtlich überragender Herr. Das sollten auch die wirtschaftlichen Gegner des Freiherrn von Thielmann nicht verkennen, von dem Lothar Bucher schon vor Jahren gesagt hat: Da wächst uns ein Finanzminister heran. Er hat mit offenen Augen in Amerika gelebt und man kann sich ungefähr denken, welche Erwägungen ihm dem jetzt ausgeführten Plan günstig gestimmt haben. Er weiß, daß es dem Deutschen Reich an Kapital fehlt und daß eine neue deutsche vierprozentige Anleihe die schon arg verringerten Kurse der Industriepapiere noch mehr drücken würde. Er täuscht sich auch darüber nicht, daß der Chinesenkrieg, für den das Geld gebraucht wird, höchst unpopulär ist, so unpopulär wie nie vorher ein Reichsunternehmen, und daß es angenehm wäre, die Sache erledigt zu haben, wenn der Reichstag zusammentritt. Und da er gute Wirtschaftbeziehungen zu den Vereinigten Staaten selbst um den Preis wichtiger Reichsinteressen für nöthig hält, kann es ihn nützlich dünken, den Amerikanern einen Einflußkanal zu öffnen. Der Schuldner muß sich hüten, den Gläubiger zu kränken; und je mehr Möglichkeit die Yankee's haben, durch einen plötzlichen Massenverkauf deutscher Staatspapiere sich für ihnen ungebührlich scheinende Behandlung zu rächen, desto schwerer wird eine deutsche Regierung sich von den Herrn von Thielmann beschuldenden Agrariern verleiten lassen, die transatlantischen Schugzöllner zu ärgern, die nach Deutschland exportiren wollen. Das Alles mag wohlertwogen und vom Standpunkt des Staatssekretärs wirtschaftlich unwiderlegbar sein. Dem Fürsten Hohenlohe, der sich ein paar Tage in Berlin aufgehalten haben soll, tritt man wohl

nicht zu nah, wenn man annimmt, sein Interesse für solche Fragen sei nicht übermäßig groß. Nur diese Annahme hilft über die sonst unerklärliche Erscheinung hinweg, daß die politische Seite der Sache offenbar gar nicht beachtet worden ist. Albert Schaeffle hat einmal gesagt: „Es ist eine beschränkte Ansicht, daß für die Deckungspolitik nur wirtschaftliche Gesichtspunkte, nicht auch Rücksichten des Staats- und Gesellschaftslebens, maßgebend seien. Die Deckungsmittel, außerordentliche wie ordentliche, wollen vom allgemein politischen Standpunkt aus, nach der Gesamtheit aller für den Staatsmann beachtenswerthen Voraussetzungen und Wirkungen, gewürdigt sein. Denn die Finanz ist für den Staatsmann in erster Linie ein integrierender Theil des Staatslebens.“ Ob nun der ganze Betrag oder nur der Löwentheil des deutschen Anleihebedarfes in Amerika aufgebracht werden soll: die Thatsache, daß die Regierung auf dem deutschen Geldmarkt nicht mühelos achtzig Millionen finden zu können glaubt und deshalb genöthigt ist, bei ihrem ersten weltpolitischen Versuch einen Bittgang über den Ocean anzutreten, — diese Thatsache kann politisch keinen günstigen Eindruck machen.

In Deutschland aber könnte sie nützlich wirken, wenn sie als ein Warnungssignal betrachtet und beachtet würde. Der Deutsche hat jetzt Gelegenheit, den Werth der in langwierigen und heißen Kämpfen erstrittenen Verfassungszustände zu wägen. Er sieht, daß ohne Reichstag und Bundesrath ein in seinen Folgen noch unübersehbarer Krieg begonnen, das dazu nöthige Geld aufgebracht, eine Kolonialarmee geschaffen und der Schwerpunkt der deutschen Politik nach Asien verlegt werden kann, und merkt staunend, wie eng der Machtbereich ist, in dem er an der Gestaltung der Reichsgeschicke mitwirken darf. Noch wichtiger aber sollte ihm die Frage sein, die das neueste finanzpolitische Experiment jedem Denkenden aufdrängt. Sie lautet sehr nüchtern: Ist Deutschland reich genug, um eine verwegene expansive Politik treiben, mit älteren Weltmächten den Wettkampf wagen zu dürfen? Es ist die selbe Frage, die der solide Geschäftsmann sich vorlegt, ehe er sich in die Gefahr kostspieliger Unternehmungen begiebt.

Seit Jahren wird die Frage auf allen Gassen bejaht; und die flüchtig hinblickende Betrachtung scheint den schnell Begeisterten Recht zu geben. Die deutsche Industrie hat aus dem hohen Stande der technischen Wissenschaften und aus der eigenthümlichen Verbindung militärischer und sozialdemokratischer Disziplin Nutzen zu ziehen vermocht; in keinem anderen Lande findet man industrielle Unternehmungen wie die Badische Anilinfabrik, in deren Dienst ein ganzes gedrücktes Heer junger Erfinder steht. Wir haben Inge-

nieure, die den Reiz ausländischer Konkurrenten erregen, gut geleitete Banken und thätige, klug ihren Vortheil errechnende Händler. So konnten, in einem jungen Reich, wo Alles neu zu schaffen war, und in einer Zeit, wo die Elektrizität alle Betriebe revolutionirte, Fortschritte gemacht und Gewinne erzielt werden, die kurz vorher der Kühnste selbst nicht zu träumen wagte. Die Hauptstädte reckten sich weit über das ursprüngliche Weichbild hinaus, einzelne Provinzen, das Rheinland, Westfalen und Oberschlesien, entwickelten sich zu üppigster Blüthe und fast jeder Tag brachte neue Botschaft von fruchtbaren Erfolgen deutscher Arbeit. Es war nur natürlich, daß solchen Segens ungeahnte Fülle die Gemüther verwirrte und sogar manchen Verständigen des richtigen Augenmaßes beraubte. Der rasch wachsende Wohlstand war mit den Händen zu greifen; und die Freude daran ließ man sich weder durch die Entwerthung des Ackerbodens noch durch das Siechthum großer Bezirke verderben. Wer mochte sich darum bekümmern, daß die schlechten Preise, die schwierigen Absatzverhältnisse und die Leutenoth die ländlichen Besitzer des Ostens mehr und mehr zwangen, slavische Arbeiter zu miethen und so das die Wurzel des Preußenstaates bergende Land zu entdeutschen, wer sich trüb stimmen lassen, weil für in den Ostprovinzen geplante Unternehmungen niemals Geld zu finden war? Die Formel war längst ja gefunden: Ostelbien ist rückständig, auf absehbare Zeit nicht zu retten und nur vom Westen kommt noch das Heil. Dort gedeiht die Industrie, des neudeutschen Volkes kräftige Amme, von dort bezieht Rußland, Südamerika, China, beziehen die entlegensten Länder ihre Waren; und diese Industrie müssen wir mit allen verfügbaren Mitteln, unter Opferung aller anderen Interessen, fördern. Ungehört verhalte die Frage, was aus der Herrlichkeit denn werden solle, wenn die Kundenländer eines nicht allzu fernem Tages sich eigene Industrien geschaffen hätten und unseren hastig erweiterten Fabriken dann der Absatz stöcke. Die Trunkenen lächelten über solche Bedenken. Wars nicht auch lächerlich? Das Deutsche Reich, das zum Erben Großbritanniens von der Vorsehung bestimmte, würde nächstens den englischen Handel von allen Märkten verdrängen und den Vereinigten Staaten den Weltprofit streitig machen. Dazu brauche es freilich eine starke Flotte und überseeische Besitzungen, denn nur jenseits der Weltmeere sei noch Etwas zu holen. Das habe Bismarck, als ein bei allem Genie beschränktes Kind seiner Zeit, nicht erkannt und es sei dringend nöthig, das von ihm Versäumte rasch nachzuholen. Wenn wir nur erst die große Flotte und die überseeischen Besitzungen haben: Dann! . . . Tüchtige, patriotische Männer

sagten es. Was „dann“ eigentlich geschehen solle, wurde nie recht klar. Aber das Auge der Sprechenden leuchtete froh, sie nannten die Zweifelnden kleinmüthige Nörgler, die, weil sie die traurigen Tage der deutschen Zerrissenheit nicht miterlebt hätten, auch nicht mitreden dürften, und riefen immer wieder, ihnen gehe beim Anblick jedes neuen Kriegsschiffes in stolzer Freude das Herz auf. Das klang wunderschön; und der Warner, der auf das Schicksal Hollands, Spaniens, Portugals und der altitalischen Republiken wies, hatte eine undankbare Rolle. Die Aufträge mehrten sich, die Kurse stiegen, der Bereicherung Deutschlands schien keine Grenze gesetzt. Und nun gewöhnte auch die deutsche Politik sich in die neuen Luxusfitten. Paul de Lagarde konnte noch sagen: „In einem so armen Lande wie Deutschland ist für Sedanfeste, Erinnerungspuppen, Monumentalbauten, Gewerbeausstellungen schlechthin kein Pfennig zur Verfügung.“ Wohin entchwand den Deutschen diese bescheidene Zeit? Denkmale und Monumentalbauten schießen mit erschreckender Schnelligkeit empor, kaum ein Tag vergeht, wo nicht in irgend einer Stadt irgend ein Fest mit Fahnen, Guirlanden, Illumination und Bankett gefeiert wird, für die Rüstung zu Land und zu Wasser werden ungeheure, ungeahnte Summen gefordert und bewilligt, ein Krieg, der in kurzen Wochen mehr als hundert Millionen verschlingt, wird begonnen, der Oberbefehlshaber wird mit einem Riesengehalt und mit allem erdenklichen Komfort ausgestattet und für jede Flasche des pasteurisirten Bieres, das die Mannschaft mitbekommt, werden den Lieferanten sechzig Pfennige gezahlt. Sollen wir etwa knickern, wenn wir auf Welteroberungen ausgehen? Ist es nicht ein erhabener und erhebender Gedanke, daß Deutschland, das selbe Deutschland, dem man vor vierzig Jahren Hohn und Schimpf zu bieten wagte, heute in Asien den civilisirten Mächten voranschreitet? Die Augen leuchten, die Herzen gehen auf, die Phrasen rollen. Wie jämmerlich sehen die Pfennigsucher aus, die hinter der Heldenschaar herkeuchen und über die Kosten des Siegeszuges winseln! Deutschland ist unermesslich reich. Deutschland hat Aussicht und Anspruch auf die Handelsweltherrschaft. Deutschland sieht jetzt erst die Morgenröthe eines glücklichen Tages.

Da braucht Deutschland achtzig Millionen Mark. Und die deutschen Geschäftsführer halten es für nöthig, diesen Betrag durch die Vermittlung von Kuhn, Loeb & Co. in Amerika zu borgen. Großbritannien, das übermorgen gezwungen sein soll, dem Ansturm des Deutschen Reiches zu weichen, hat für den südafrikanischen Krieg eben ungefähr anderthalb Milliarden Mark ausgegeben, ohne auch nur die geringste Beschwerde zu fühlen. Und

die Kapitalisten der Vereinigten Staaten bieten ihr in der Heimath nicht mehr unterzubringendes Geld auf allen Weltmärkten aus.

Kluge Geschäftsleute haben es längst vorausgesagt. Sie wußten: nicht ein schwindelhaftes Börsentreiben, sondern der Mangel an Kapital hat den jähen Kurssturz der letzten Monate herbeigeführt; und sie täuschen sich auch nicht darüber, daß wir erst am Anfang der Niedergangszeit stehen. Ungeheure Summen sind schon verloren worden, noch gewaltigere werden folgen; und von jedem kleinen Makler kann man hören, daß „halb Berlin Pleite ist“, wenn die Industriepapiere noch zwanzig Prozent ihres heutigen Werthes verlieren. Ein solcher Verlust wird aber, da die gute Konjunktur zu Ende geht und die Geldreservoirs leer sind, von den leitenden Köpfen für sicher gehalten und sie sagen, man müsse noch froh sein, wenn es nicht schlimmer komme. Weil sie dieser Entwicklung gewiß waren, stellten Industrie und Handel die eifrigsten Kämpen für die Flottenvorlage, die mit ihren großen Staatsaufträgen des Unheils Lauf eine Weile hemmen konnte, uns aber das Trauerspiel gehäufter Arbeiterentlassungen und finanzieller Zusammenbrüche nicht lange ersparen wird. Das ahnten die Männer mit den leuchtenden Augen und den aufgehenden Herzen nicht; sie thaten immer, als könne das Deutsche Reich zum stärksten Heer sich auch eine Schlachtflotte ersten Ranges schaffen und nebenbei noch England kapitalistisch besiegen. Vielleicht ernüchtert sie der nahende Krach und lehrt sie die der deutschen Menschheit gezogenen Grenzen wieder mit kühlem Blick erkennen. Wohl war Bismarck ein Kind seiner Zeit und, als er, nach Goethes Greisenrath, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen blieb, manchem modernen Gedanken unzugänglich. Spät erst drang zu ihm die Kunde von der Umpflügung, die durch die afrikanischen und australischen Goldfunde und deren Fieberfolgen in den Besitzverhältnissen ganzer Länder bewirkt worden war. Er wußte noch nicht, daß im europäischen Rußland Bodenschätze gefunden worden sind, deren rationelle Verwerthung unseren reichsten Industriegebieten die Lebenskraft entziehen kann, daß die Amerikaner dem deutschen Verbrauch heute schon billiges Eisen anbieten und nur, weil lohnende Rückfrachten fehlen, noch mit dem Angebot billiger Kohle zögern. Doch sein gesunder Menschenverstand bewahrte ihn vor dem Wahn, Deutschland könne den Wettkampf mit Ländern von größerem natürlichen Reichthum, älterer Industriekultur und früh gesichertem Kolonialbesitz siegreich bestehen.



Innere Mission und Heidenmission.

Unter allen Widersprüchen unserer verwirrten Zeit erscheint den ehrlich gläubigen Seelen keiner anstößiger als der zwischen Glauben und Leben in der Christenheit. Die Innere Mission, ein wohlgemeinter Versuch, diesen Widerspruch aufzuheben oder wenigstens zu mildern, verschärft ihn nur; und die Heidenmission, die ihn bis auf die entlegensten Inseln des Ozeans verschleppt, steigert ihn ins Unerträgliche. Indem ich das Wagniß unternehme, Spuren eines Weges nachzuweisen, der aus der Wirrsal hinausführen dürfte, muß ich, um nicht mißverstanden zu werden, meine Ansicht über Religion und Christenthum hier wenigstens kurz darlegen.

Ich bekenne mich zum christlichen Monothéismus. Die Meinung der Materialisten, daß sie die Welt und ihre Entstehung erklärt hätten oder jemals erklären könnten, ist 'leere Verköhlung'. Neue Vorkauforschung ergibt weiter nichts als eine immer genauere Naturbeschreibung. Früher erfuhr man durch die Anatomie, wie die Eingeweide des Menschen aussehen, heute erfährt man durchs Mikroskop, wie Haut, Muskel, Knochen, Nerven gebaut, „gewebt“ sind. Ehemals wußte man, daß der Pflanzen-, der Thierleib aus Erde und Wasser gemischt ist, heute kennt man die einfachen Bestandtheile der Erde und des Wassers und die vielgestaltigen Verbindungen, die die chemischen Elemente eingehen müssen, wenn sie einen Leib aufbauen sollen. Daß sich Dünger in Brotkorn und Rebsaft verwandelt, hat man seit Jahrtausenden gewußt; heute kennt man die einzelnen Stadien des Verwandlungsprozesses und die Bedingungen, die vorhanden sein müssen, wenn er vor sich gehen soll. Wir schauen also zwar in die Werkstatt der Natur, aber ihr Allerheiligstes bleibt uns verschlossen. Wir wissen nicht, was die Atome — die übrigens hypothetische Wesen sind und deren Existenz von manchen modernen Naturphilosophen geleugnet wird — was diese angenommenen kleinsten Theile der Materie im Innern bewegt, daß sie nach unverbrüchlichen Regeln einander anziehen oder abstoßen, auffuchen oder fliehen. Wir haben keine Ahnung davon, wie sie es anfangen, nur durch ihre eigenthümliche Gruppirung ein Gebilde herzustellen, das zuerst als ein grünes Pflänzlein erscheint, dann als brauner Stamm mit grünen Blättern an den Zweigen und das uns zuletzt die saftige, süße, rothe Kirse liefert mit einem von steinharter Schale umschlossenen keimfähigen Kern. Wir wissen es so wenig, wie wir wissen, wie es die Sonne anfängt, uns auf eine Entfernung von zwanzig Millionen Meilen warm zu machen, obwohl im Weltraum von Wärme nichts zu spüren ist. Sie versetzt, sagt man, den Aether in eine Wellenbewegung, die auf unserer Erde die Körperatome ergreift und ihnen jene Molekularbewegung ertheilt, die wir als Wärme empfinden. Sehr schön! Nur

ist auch der Aether ein hypothetisches, ein bloß geglaubtes Wesen und wir finden es unbegreiflich, wie ein von der Sonne ertheilter Anstoß in einer Entfernung von zwanzig Millionen Meilen die gewaltigsten Wirkungen hervorbringen soll, während die Wellen, die ein ins Wasser plumpsender Stein erzeugt, schon in einer Entfernung von zwanzig Fuß nicht mehr gespürt werden und die Hitze des größten Waldbrandes, obwohl das erwärmungsfähige Medium, die Luft, nicht fehlt, auf keine zwanzig Kilometer wirkt. Mit einem Wort: wir wissen viel und erfahren täglich mehr, was den Fabrikanten, den Spekulanten und den Lotschießern von Profession großen Nutzen bringt, aber vom Wesen der Dinge und von ihrer Entstehung wissen wir nichts. Nur so viel wissen wir, daß sich im Weltall ein planvolles Walten offenbart, eine höchste Vernunft, die alle menschliche Vernunft übersteigt, und daß es Kinderei ist, wenn gegen die Zweckmäßigkeit in der Natur der Wurmfortsatz des Blinddarms und dergleichen Kleinigkeiten angeführt werden. Ferner weiß ich, daß ich, der ich nicht zu den Dümmlsten gehöre, mit all meiner Vernunft nicht das kleinste Stüchlein Haar oder Haut meines Leibes, geschweige denn mein Auge oder gar meine Vernunft gemacht habe oder machen könnte, und ich glaube daher nicht, daß ich das Geschöpf eines sich zu immer Höherem entwickelnden Wurmes sei, mag man ihm auch Trillionen Jahre Arbeitzeit zubilligen, denn der Wurm ist entschieden noch bedeutend dümmer als ich. Er und ich, wir können nur Geschöpfe der höchsten Vernunft sein, denn die Wirkung bleibt stets hinter der Ursache zurück, und soll als Wirkung menschliche Vernunft herauskommen, so muß Vernunft, und zwar eine höhere als die menschliche, in der Ursache stecken. Nun giebt es Leute, die sich die höchste Vernunft unbewußt denken, während ich mir Vernunft überhaupt, geschweige denn die höchste, schlechterdings nicht anders als bewußt zu denken vermag. Das beruht wohl auf ursprünglichen Verschiedenheiten der Seelenanlage und es ist Zeitverschwendung, wenn Männer mit verschieden konstruirten Seelen über solche Punkte mit einander streiten. Jeder denkt sich die Sache, wie er kann, und Die sich Gott persönlich denken müssen, dürften die Mehrzahl bilden. Selbstverständlich ist das Wort „persönlich“, auf Gott angewandt, nur ein Bild; auch denke ich mir Gott nicht als von außen stoßend, sondern als Weltseele in jedem Atom thätig.

Die bewußte Verbindung und den bewußten Verkehr des Menschen mit Gott nennen wir Religion. Die rohesten Formen, wie den Fetischismus, abgerechnet, finde ich drei Hauptformen der Religion, denen drei Menschenkreise entsprechen, die — Gott als Mittelpunkt gedacht (muß er doch bald als Centrum, bald als weltumschließende Kugel, bald als Alles durchdringender Odem gedacht werden) — ihn konzentrisch umschließen. Den innersten Kreis bilden die Mystiker, die ihn unmittelbar wahrnehmen. Ich glaube,

daß es solche Menschen giebt und auch außerhalb der Christenheit zu allen Zeiten gegeben hat. Wird aus der Mystik ein Beruf, ein Handwerk gemacht, in beschaulichen Klostergenossenschaften und in Pietistengemeinden, so kommt gewöhnlich ein Zerrbild oder eine Folterkammer heraus; die Zahl der wirklichen Mystiker dürfte außerordentlich klein sein: die meisten, die sich dafür halten, sind phantastische oder hysterische Schwärmer. Den zweiten Kreis bilden die Seelen, die Gott mittelbar wahrnehmen: in der Natur, im Menschen, in der Weltgeschichte, in der göttlichen Leitung ihres eigenen persönlichen Lebens. Dahin gehören die frommen Juden und die Puritaner, die in der Ueberzeugung, ein ausgewähltes Volk und von Gott geführt und geschützt zu sein, Großes vollbracht haben, die großen Philanthropen und Pädagogen, die frommen Naturforscher wie Newton und die frommen Künstler, die Gott in allem Schönen sehen und denen das künstlerische Schaffen Gottesdienst ist. Den dritten Kreis bilden die rechtschaffenen, aber amüsischen Seelen, die überzeugt sind, daß es eine Gottheit und eine von ihr gesetzte sittliche Weltordnung giebt, die sich ihr einzufügen bestrebt sind und aus Gewissenhaftigkeit jeden Frevel scheuen, deren kaltes Herz aber Gott weder unmittelbar noch mittelbar wahrnimmt. Entweder fragen sie, als Weltkinder, überhaupt nicht nach Gott oder sie dienen ihm ganz äußerlich aus anergogener Gewohnheit, oder um nicht gegen die Volksélite anzustoßen, oder aus politischer Berechnung. Wie man sich die Gottheit vorstellt, darauf kommt wenig an. Der Mystiker ist meist Semipanthrist. Im zweiten Kreise kann man gut Polytheist sein, wie es die Verehrer der Heiligen unter den Katholiken und die Heldenverehrer nach Carlyles Muster noch heute sind; nur können die alten Kulte, die den Geschöpfen von Dichterphantasien gewidmet waren, nicht wieder erweckt werden.

An Alledem hat das Christenthum nichts geändert. Von seinen Leistungen habe ich in der „Zukunft“ vom sechzehnten Juni zwei hervorgehoben: es hat den Rahmen geschaffen, worin sich seitdem das religiöse Denken und Empfinden bewegt und in alle Zukunft bewegen wird, eine Form der Gottesverehrung, die immer möglich bleiben wird, wie endlos sich auch der Gesichtskreis der im Wissen fortschreitenden Menschheit erweitern mag; und es hat die Kirche gegründet, die, alle politischen und sozialen Umgestaltungen überdauernd, den Menschen mancherlei Wohlthaten erweist, wofür sich ihre Diener, wie es in irdischen Dingen nicht anders sein kann, durch die Lasten bezahlt machen, die sie den Gläubigen aufbürden, und durch mancherlei Gewinn, den sie zum Schaden der Gläubigen ziehen. Dazu kommt dann die Erlösung. Ueber diese haben die Theologen von Paulus an philosophirt; der Eine hat diese der Andere jene Seite des geheimnißvollen Vorgangs aufgedeckt, gewöhnlich zugleich aber auch ein Stück Wahrheit verhüllt. Mit der Erlösung vom Höllen-

feuer brauchen wir uns nicht abzugeben, denn vier Jahre nach der Konfirmation glaubt bei uns kein Mensch mehr daran, nicht einmal ein Pfarrer oder Pastor; es ist eine Erdichtung aus Zeiten, in denen häufige Senkungen die Phantasie verdarben; man mag sich von Gott noch so kindische Vorstellungen machen: zum Henker würdigt ihn heute Niemand mehr herab. Natürlich muß Jeder, der an die persönliche Unsterblichkeit der Seele glaubt, das jenseitige Leben für die Fortsetzung und Vollendung des diesseitigen halten, für einen Zustand, wo der Mensch erntet, was er hienieden gesät hat, und darum bleibt dieser Glaube nicht ohne heilsame Einwirkung auf das sittliche Verhalten. Wenn Christus vom höllischen Feuer spricht und vom Wurm, der nicht stirbt, so meint er eben, im Ausdruck sich dem herrschenden Volksglauben anschließend, einen unglücklichen Zustand von unbestimmter Dauer. Eine Vorstellung davon können wir, mit unserer Erfahrung auf das Irdische beschränkt, so wenig haben wie von dem glücklicheren Zustande der Besseren und Vollkommeneren. Will man das Wort Erlösung aus Jenseits anwenden, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß Christus durch die Erleuchtung und Kräftigung, die er gewährt, Viele in den Stand setzt, sich eine bessere Lage im Jenseits zu sichern. Was die Erlösung von der Sünde betrifft, so steht in der katholischen wie in der lutherischen Auffassung dieses Begriffs Wahrheit (weniger in der calvinischen), nur darf man sich das Kirchendogma nicht mit Haut und Haaren aneignen. Daß ein Mensch, der sich durch Christi Vermittelung in die innigste Gemeinschaft mit Gott versetzt hat, über ein gemeines Lasterleben erhaben ist, versteht sich von selbst; und auch schon die Christen des zweiten und dritten der eben gezeichneten Kreise bleiben durch die vom Neuen Testament ausgehenden Mahnungen, Erleuchtungen und Erhebungen und durch einen verständigen Gebrauch der kirchlichen Erbauungsmittel vor der Verirrung ins Ruchlose bewahrt. Aber frei von Sünden können nur die wenigen wirklichen Mystiker werden, die, nur noch durch einen zum Schatten geschwundenen Leib mit der Erde zusammenhängen) und nichts Irdisches mehr begehrend, schon hienieden im Himmel leben, wie die ekstatischen Jungfrauen oder der seraphische Franziskus, dessen Auge nach beiden Seiten geöffnet war, indem er Gott sowohl im eignen Innern wie in jedem Menschen, in jedem Vogel, in jedem Wasserquell schaute. Bei allen Uebrigen, ohne die auch jene wenigen auserwählten Zeugen für die Wirklichkeit eines höheren Lebens nicht vorhanden sein könnten, ist Leben gleichbedeutend mit Sündigen. Denn auch der Mensch ist dem allgemeinen Gesetz unterworfen, daß sich nicht alle Organismen einer Art frei entfalten können, sondern daß sich die einen entfalten auf Kosten der anderen. Damit ist gesagt, daß die im Kampf ums Dasein Glücklicheren sündigen müssen durch häufigere Verletzungen der Liebe und Gerechtigkeit — so sehr

sie sich auch in Acht nehmen mögen, kein Menschenwürmlein zu zertreten, und so sehr sie sich bemühen mögen, den Schwächeren zu helfen —, während die weniger Glücklichen im Gehetz und Gebalg uns tägliches Brod den höheren Menschen in sich verkümmern lassen müssen und das Gebot des Herrn: Seid vollkommen! nicht erfüllen können. Dieser Beschaffenheit der Welt hat freilich schon die katholische Kirche, trotzdem sie Enthaltung von allen Sünden zur Pflicht macht und lehrt, die Erlösungsgnade verleihe uns die Kraft dazu, durch den Beichtzwang Rechnung getragen, der voraussetzt, daß alle Christen täglich sündigen. Luther aber hat die Unvermeidlichkeit der Sünde auch bei den Erlösten zum Ausgangs- und Mittelpunkt seines theologischen Systems, dieses jedoch allen zarteren Gemüthern unannehmbar gemacht, theils durch die Dürbheit seiner Ausdrucksweise, theils durch die an Anselm anknüpfende juristische Formulirung der Rechtfertigungslehre. Paulus schwankt zwischen beiden Auffassungen, so daß sich beide auf ihn stützen können. In den Evangelien sehen wir, daß die Erlösung in der Befreiung von der Furcht vor den Folgen der Sünde und vor der göttlichen Strafgerechtigkeit und in der Entbindung der bis dahin durch Vorurtheil und Volksfütte gefesselten höchsten und edelsten Kräfte des Menschen besteht. Zu den armen Schelmen geht der Heiland, die der Zwang der Verhältnisse zu Sündern gemacht hat; er tafelt als gefeslich Unreiner — ohne die vorgeschriebene Händewaschung — in den Häusern der unreinen Steuerpächter, die den verhassten Vaterlandsfeinden dienen; er verkehrt freundschaftlich mit Betrügnern und Hurten, sagt den Missethätigen, daß Jene vor ihm ins Himmelreich eingehen werden, macht nicht viel Aufhebens von all den Sünden, die vor der Welt Schande bringen, verachtet alles Ceremonienwesen, alles Herkommen, alle äußeren Formen, zeigt den Gerechten, wie dumm und schlecht sie handeln, daß sie aus der menschenfreundlichen Anordnung der Sabbathruhe eine unerträgliche Last und Qual für die Menschen machen, brandmarkt alle heuchlerische Frömmigkeit, befiehlt, den Volksfeind als Bruder zu lieben, und lehrt, daß Alles, was die Menschen hoch schätzen und was vor den Menschen Ruhm bringt — Reichthum, Tugend, Patriotismus, hohe Stellung, Familie — werthlos sei im Vergleich mit dem Einen, was noththut. Dieses Eine, die sich in der Nächstenliebe bethätigende Gottesliebe, hat Paulus, hierin Jesu Meinung genau treffend, in Drei zerlegt: den Glauben an die Bernünftigkeit der Welt und der Weltgeschichte, die Hoffnung, daß wir im Jenseits diese Bernünftigkeit klar erkennen und unser eigenes, hienieden sehr unvollkommenes Dasein mit ihr in Einklang bringen werden, und die Liebe, die Wurzel und Seele der anderen beiden „göttlichen“ Tugenden ist. Demnach spricht Jesus alle Arten von Sündern los und verdammt nur die Korrekten, die keine Hoffnung haben, weil sie die Gerechtigkeit schon zu besitzen

glauben. Er verdammt sie noch ausdrücklich auch wegen ihres Unglaubens; denn wie sollten Die zu Gott kommen, die den im Fleisch erschienenen Gott nicht anerkennen?*) Sie können ihn nicht anerkennen, weil sie sich ihm innerlich nicht verwandt fühlen, weil ihnen das göttliche Wesen, die Liebe, fehlt. Daher werden sie, die alle ihre guten Werke nur thun, um von den Menschen gerühmt zu werden, noch besonders wegen ihrer Lieblosigkeit verdammt in der Strafrede gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer Matthäus 23, im Gleichniß vom reichen Manne und dem armen Lazarus (was wird er Denen sagen, die nach der Polizei schicken, wenn Lazarus vor ihrer Thür sein Standquartier aufschlagen will? So weit ist der Reiche im Evangelium nicht gegangen) und in dem Worte des Weltenrichters: Weicht von mir, Ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, denn ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich nicht gespeist! Wir finden diese Gottesidee schon im Buch der Weisheit ausgeprägt. Du erbarmst Dich Aller, schreibt der unbekannt Verfasser dieses geistigsten aller alttestamentlichen Bücher, „weil Du Alles vermagst, und übersiehst die Sünden der Menschen, die Buße thun (d. h. nicht mit Bewußtsein in einer ungöttlichen Willensrichtung verharren), denn Du liebst Alles, was da ist, und hassst nichts von Dem, was Du gemacht hast. Wie könnte wohl ein Wesen fortbestehen, wenn Du nicht wolltest? Wie könnte erhalten bleiben, was Du nicht ins Dasein rufft? Allen Geschöpfen erweisest Du Gnade, denn Dein sind sie, o Herr, der Du die Seelen (die lebendigen Wesen) liebst“. Darin besteht also das Wesen Gottes, daß er nicht allein, nicht in sich beschloffen bleiben mag, sondern seine Fülle ausgießt in lebende Wesen, an deren gesundem Dasein und Wohlbehagen er seine Freude hat. Und darin ihm gleich zu werden: Das ist die einzige denkbare Erlösung für den Menschen. Darum hat Dante mit Recht die Seelen des untersten Höllenkreises nicht in Feuer, sondern in Eis gebettet. Gott ist aber, so weit wir sehen können, nicht im absoluten Sinne allmächtig; er kann das vorhin erwähnte Gesetz, wonach die lebenden Wesen in ihrem irdischen Dasein, während sie einander brauchen und ergänzen, zu-

*) Ueber die Gottheit Christi zerbreche ich mir so wenig den Kopf wie über die Entstehung der Welt. Die Welt ist da und ich habe sie nicht erst zu machen, darum brauche ich auch nicht zu wissen, wie sie gemacht wird. Nicht über die Welt grübeln sollen wir, sagt Goethe, sondern uns in ihr zurechtfinden und wirken. Alles Entstehen ist für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt, so auch das der wunderbaren Persönlichkeit Christi. Göttlich ist die ganze Schöpfung, göttlicher der Mensch, am Göttlichsten der gute und der gentale Mensch. Christus ist im allerhöchsten Sinne göttlich; aber sein metaphysisches Verhältniß zu Gott genau zu bestimmen, vermögen wir so wenig wie zu ermitteln, was Gott — etwa bei der Zeugung — gethan hat, um dieses Verhältniß zwischen sich und dem Menschen Jesus herzustellen.

gleich auch einander bedrängen und hindern, nicht aufheben, er ist demnach als Schöpfer zugleich auch Urheber des Bösen und kann daher nicht die unvermeidlichen Thatfünden strafen, sondern nur die lieblose Gesinnung, eine Gesinnung, die nicht dem lebenspendenden Schöpferwillen, sondern der ihm anhaftenden totbringenden Rehrseite zugewendet ist.

Verbreitet demnach die Erlösung diese liebevolle Gesinnung, so verbreitet, erhält, schützt sie auch Leben, gesundes und glückliches Leben, und bedeutet daher auch eine Erlösung von leiblichen Uebeln. Da aber gute bürgerliche Einrichtungen und die Tugenden, auf die sie gegründet sind, auf das Selbe abzielen, kann die offenbare Feindschaft, mit der sie Jesus behandelt, nicht ihnen selbst gelten, sondern nur der Einbildung, daß in ihrer Pflege die göttliche Gesinnung bestehe, die er fordert, und daß sie das Höchste und Werthvollste seien. Diese Einrichtungen, sie mögen vom Staat oder von der Kirche getroffen werden, stehen eben gerade dann, wenn man sie als das an sich Werthvolle behandelt, am Meisten in Gefahr, gleich der pharisäischen Sabbathfeier in ihr Gegentheil umzuschlagen, wie denn mit der strengsten Geseßlichkeit und untadelhaftesten Respektabilität die abscheulichste Menschenschinderei, rücksichtsloseste Ausbeutung, maßloseste Habgucht verbunden zu sein pflegt, und der tugendhafte Schein, zur soliden Schutzhülle verdichtet, nicht selten die allerunrespektabelsten Laster verbirgt. Unter den Gruppen des zweiten Kreises steht keine Jesu ferner als die puritanische, die sich daher auch mehr an das Alte Testament hält als an das Neue. So sehen wir also, daß die herkömmliche Auffassung des Christenthums, wie sie in Schule und Kirche, in der Geseßgebung und Verwaltung des sogenannten christlichen Staates verbreitet wird, an einem zweifachen Gebrechen leidet. Sie macht jene göttliche Gesinnung der wahrhaft Erlösten, die ihrer Natur und den ausdrücklichen Worten Jesu nach immer nur einer kleinen Zahl von Auserwählten eigen sein kann, zum Lebensgeseß für Alle, für die Welt, und stellt so die unmögliche Forderung auf, daß die Welt aufhöre, Welt zu sein. Da sie aber damit nicht durchdringt, vertauscht sie unter der Hand den Geist Jesu mit der bürgerlichen Moral und wird durch diese Fälschung noch obendrein zu der in den Augen aller Kundigen lächerlichen Lüge verleitet, diese bürgerliche Moral als eine Eigenthümlichkeit und einen Vorzug der Christenheit darzustellen, als ob in den heidnischen Kulturstaaten das Stehlen, Morden und Ehebrechen erlaubt, die Tugenden aber unbekannt gewesen seien. In dieser Verlegenheit hat man die Tugenden der Heiden als glänzende Laster gebrandmarkt, uneingedenk der von Christus verdamnten Pharisäertugend und der gar nicht glänzenden Laster der Christen. Mit dieser Lüge müßte man also brechen, wenn man den Sozialdemokraten das jetzt so wohlfeile Vergnügen, sich über die christliche Moral lustig zu machen, verderben wollte.

Vorläufig scheint das Bestreben der kirchlichen Organe, zu denen doch wohl die Innere Mission zu rechnen ist, mehr der Verschärfung als der Hebung des Widerspruchs zwischen Glauben oder vielmehr Dogma und Leben zu dienen. Ich bekenne von vorn herein, daß ich über die Innere Mission — und von der Heidenmission gilt das Selbe — keine Studien gemacht habe und nichts davon weiß, als was man so gelegentlich aus Zeitungen und oberflächlichen Wahrnehmungen erfährt, halte aber diesen Mangel an gründlicher Kenntniß in diesem Fall für einen Vortheil. Ich kann nur hypothetisch sprechen; hat die Volksmeinung in Beziehung auf die Innere Mission Recht, so ist die hypothetische Darstellung und Kritik die am Wenigsten kränkende, hat sie Unrecht, dann desto besser für das Institut.

Das Publikum meint also, die Stadtmissionäre gingen darauf aus, Sünder zu bekehren, sei es dadurch, daß sie sie in ihren Wohnungen aufsuchen und ihnen mündlich zusprechen, sei es durch Traktätchenvertheilung; wenn man auf einer Bank im Thiergarten sitzt, drückt Einem manchmal eine nonnenhaft gekleidete Frauensperson ein Heftchen voll gruseliger Sünden- und erbaulicher Bekehrungsgeschichten in die Hand; diese Damen pflegt man für Beamtinnen der Inneren Mission zu halten. Dem Geiste des Evangeliums entspricht diese Thätigkeit nicht. Wir sind allzumal Sünder und Keiner von uns hat das Recht, einen Anderen als einen Sünder zu behandeln, als ob wir selbst Das nicht wären. Auf diese Weise hat sogar Christus, der als Sündeloser das Recht dazu hatte, die Bekehrung nicht betrieben. Er spricht auf Straßen und Plätzen, in der Graswüste, auf dem Berge und im Fischerhahn, in der Synagoge und beim Familienmahl über allgemeine Themata und darunter, obwohl nicht gar zu oft, auch über Sünden, aber er sagt nicht: Du hier mußt diese und Du da mußt jene Sünde lassen; und am Wenigsten sucht er den Einzelnen in seinem Hause auf, um ihm Das zu sagen. Besonders zweckwidrig sind die Bekehrungsversuche, die man mit den Prostituirten anstellt. Korinth war im Alterthum die in dieser Beziehung berückichtigteste aller Hafenstädte, aber es ist dem Apostel Paulus gar nicht eingefallen, in den Hafen zu gehen und die Dirnen ihrem Gewerbe abspännstig machen zu wollen. Er missionirt so wie Christus; er predigt an einem öffentlichen Ort und wartet auf Solche, die freiwillig kommen, nur daß er dann noch die nicht bloß vorübergehend Kommenden als Gemeinde organisirt. Die Seelenretterei ist um so lächerlicher, als die Missionäre doch wissen müssen — oder kennen sie das Neue Testament vielleicht gar nicht? —, daß nicht die Seelen der Dirnen in Gefahr ewiger Verdammniß schweben, sondern die Seelen der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, also der respectablen Stände, die sich ihrer Gerechtigkeit rühmen und das Gefindel verachten. Wenn sie also um das ewige Heil ihrer Mitmenschen besorgt sind

und zum Zweck der Seelenrettung die persönliche Belästigung für erlaubt halten, so müssen sie in ganz andere Häuser gehen und sich an ganz andere Damen wenden, — die Herren, mit denen zu reden wäre, nicht zu vergessen. Ich kenne natürlich die Bibelsprüche, die mir die Frommen entgegenhalten werden, ich weiß aber auch, daß für die Deutung des scheinbar Abweichenden der Gesamteindruck eines Buches entscheidet, daß Paulus nicht Christus selbst, sondern nur der erste Theolog des Christenthums ist und daß er, als Gemeindegründer, schon zu Kompromissen genöthigt war. Aus 1. Petrus 2, 16 erfahren wir, daß die evangelische Freiheit von Einzelnen „zum Deckel der Bosheit mißbraucht“ wurde, 1. Korinther 5 rügt Paulus einen Fall von Unzucht, der nicht einmal unter den Heiden vorkomme, und so mußte er denn, wie später auch Luther, das feierlich für erloschen erklärte Gesetz wieder in seine alte Geltung einsetzen und gleich einem gewöhnlichen jüdischen oder heidnischen Sittenlehrer Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit, Züchtigkeit und Gehorsam gegen die Obrigkeit einschärfen; hätte er es unterlassen, so würde das Christenthum als eine Anarchistenfeste in der Wiege erwürgt worden sein. Darum, weil die Verkörperung der Idee Kompromisse nothwendig macht, die eine Verleugnung der Idee bedeuten, durfte Christus nicht selbst Gemeinden gründen und mußte er im dreiunddreißigsten Jahre sterben. Mit Alledem soll jedoch nicht gesagt sein, daß es für christlich gesinnte Männer auf diesem Felde nichts zu thun gebe. Statt den Dirnen ihre Sünden vorzuhalten und dadurch sich den Spott Christi (Johannes 8, 7) zuzuziehen, sollen sie von den Gesetzgebern fordern, daß der Lex Heinze der Arbeitgeberparagraph nachgeschickt werde, und sollen sie alle die Hindernisse beseitigen, die Gesetzgebung und Verwaltung der Ausübung des Koalitionsrechts der Arbeiterinnen bereiten. Dann werden diese Arbeiterinnen schon selbst dafür sorgen, daß keine von ihnen durch Noth in die Prostitution getrieben wird, und damit werden die Missionäre etwas Großes geleistet, sie werden die Zahl der Prostituirten auf die Hälfte herabgebracht haben. Die aber, die „sündigen“ wollen, sollen sie in Ruhe lassen und sollen nicht noch anständige Damen zu dem peinlichen Werke vergeblicher Bekehrungsversuche verleiten. Der Staat braucht diese „Sünde“ und die Missionäre könnten, wenn sie etwas Gutes und Christliches thun wollen, auch noch darauf hinwirken, daß sich der Staat gegen diese Personen, die er nicht entbehren kann, etwas anständiger benähme und sie nicht für den unangenehmen Dienst, den sie leisten, auch noch mit Mißhandlungen besohnte. Von Zeit zu Zeit pflege ich darauf hinzuweisen, daß unserer amtlichen Welt der ritterliche Sinn, den, wie die Burenbegeisterung beweist, das Volk noch kennt, ganz abhanden gekommen ist. Das zeigt sich namentlich in der Behandlung der Prostituirten im Gegensatz zur Behandlung oder vielmehr Nichtbehandlung der Männer, die ohne Prostituirte nicht leben

können, und in der Behandlung der Frauen, die sich durch den Lohnkampf der Nöthigung zur Prostitution erwehren wollen. So lange nun für Tausende noch der Zwang zur Prostitution besteht, ist es allerdings ein löbliches und christliches Werk, Magdalenenstifte — der Name ist nicht besonders geschmackvoll, denn die Freundin Christi hat in keinem Spital Zuflucht gesucht und ihr Büßerinnenleben ist eine der evangelischen Geschichte widersprechende Legende — zu errichten, wo die unfreiwillig Prostituirten Versorgung finden. Man soll aber die Mädchen nicht hineindrängen, sondern ihnen nur bekannt machen, daß es solche Häuser giebt; ob sie sie aufsuchen wollen, muß ihrer freien Wahl überlassen bleiben. Ein löbliches Werk ist es auch, die auf den großstädtischen Bahnhöfen ankommenden Provinzmädchen zu empfangen, ihnen eine anständige Herberge anzuweisen und ihnen eine anständige Stellung zu verschaffen. Mit den frommen Flugchriften wird, so weit sie vor Fleischesünden zu warnen bestimmt sind, mitunter ein geradezu verderblicher Unfug getrieben. In der Freisinnigen Zeitung hat sich jüngst der Vorsitzende eines berliner Fußballklubs darüber beschwert, daß Traktätchen, die von geheimen Sünden handeln, an Klubmitglieder, ja, an zwölfjährige Knaben vertheilt werden und daß so die Gedanken der Knaben und Jünglinge auf dieses Gebiet zurückgeführt werden, von dem die Bewegungsspiele ablenken sollen. Ich bin ein entschiedener Feind der Pruderie und verlange sachgemäße Belehrung der jungen Leute über das Geschlechtliche; aber von geheimen Sünden würde ich mit einem jungen Menschen doch erst dann zu sprechen wagen, wenn ich genau wüßte, daß er's braucht; solche Belehrung muß unbedingt individuell eingerichtet werden und hygienisch gehalten sein; in der Form frommer Salbaderei richtet sie stets Unheil an.

Dann, sagt man, wirken die Missionäre darauf hin, daß die Proletarier ihre Kinder taufen und ihre Ehen einsegnen lassen. Die Kindertaufe ist nun eine unbiblische und dem Sinn des Christenthums schroff widersprechende Einrichtung; die Entscheidung für die Nachfolge Christi muß eine freie That sein; und eine solche ist frühestens im Jünglingsalter möglich. Noch im vierten Jahrhundert war die Kindertaufe so wenig üblich, daß, wie wir von Augustinus erfahren, gerade fromme Eltern die Taufe noch über das Jünglingsalter hinaus verzögerten; denn die Erfahrung hatte das Vertrauen auf die mystische Gnadewirkung des Sakramentes erschüttert, man war überzeugt, daß der Jüngling auch als Getaufte bis zur Verheirathung in Lastern leben werde, und man wollte ihm wenigstens diese Entweihung des Sakramentes ersparen. Die Kindertaufe soll die ganze Welt gewaltsam zum Reiche Gottes stempeln; da sie Das aber nicht vermag, da ihr zum Troz die Welt Welt bleibt, und das Taufen nur Namenschristen schafft, so erzeugt sie eben den unerträglichen Widerspruch zwischen Lehre und Leben.

Die kirchliche Einsegnung der Ehe aber kann nicht ersetzen, was der Proletarierehe — und so mancher Bourgeois- und Adelshehe — an gemüthlichem, wirtschaftlichem und idealem Inhalt fehlt. Die „christliche Ehe“ ist eine leere, unwahre Lebensart. Die athenische, die altrömische, die germanische Ehen sind Verwirklichungen des monogamen Eheideals gewesen, an die unsere heutige Durchschnittshehe nicht heranreicht. Wenn man mit dem Ausdruck nur meint, daß dem hehren Bunde eine religiöse Weihe gebührt, wie sie ja auch bei den Heiden üblich gewesen ist, und daß diese religiöse Weihe bei uns nur eine christliche sein könne, so ist dagegen nichts einzuwenden. Aber ihren vollen Werth wird diese Weihe nur wiederbekommen, wenn sie aufhört, eine Zwangsceremonie zu sein (oder auch Eitelkeiteremonie: man denke nur daran, eine wie wichtige Rolle das Brautkleid spielt!), von denen aber freiwillig verlangt wird, die von der Ehe würdig genug denken, um eine religiöse Weihe für angemessen und wünschenswerth zu halten.

Als wahrhaft christliche Werke unbedingt anzuerkennen sind die Gründung und Leitung von Waisenhäusern, von Erziehungsanstalten für verlassene und verwahrloste Kinder, von Kranken- und Idiotenhäusern und die Ausbildung von Krankenpflegern und Pflegerinnen; namentlich die Leistungen des Rauhen Hauses sind wohl über jede Kritik erhaben. Sollte dabei das äußerliche Christenthum stärker hervortreten, als ein feinerer Geschmack verträgt, so müßte man Das mit in den Kauf nehmen. Denn offenbar werden Krankenpfleger und Waisenerzieher mehr durch christliche oder wenigstens kirchliche Beweggründe als durch die Aussicht auf Versorgung bestimmt, einen so opfervollen Beruf zu ergreifen, und man muß zufrieden sein, wenn das Große und Schwere überhaupt geschieht, mag es auch nicht aus dem allerhöchsten Motiv der ganz reinen Nächstenliebe geschehen. Hat doch Christus selbst es nicht verschmäht, durch die Aussicht auf himmlischen Lohn zum Wohlthun aufzumuntern (zum Beispiel Matthäus 10,42). Nur dann müßte man protestiren und die geistlichen Anstalten durch weltliche zu verdrängen streben, wenn eine Frömmerei einriße, die den Zweck der Anstalten gefährdete. Ob Das irgendwo geschieht, weiß ich nicht; den Ruhm wird man den kirchlichen Anstalten beider Konfessionen lassen müssen, daß sie zur Kranken- und Waisenspflege im großen Maßstabe kräftig angeregt und einzelne bis jetzt wahrscheinlich unübertroffene Mustervanstalten geschaffen haben. Eine große evangelische Idiotenanstalt hatte ich aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit und ich freute mich, wahrzunehmen, daß nicht allein den dort untergebrachten Schwachsinnigen und Epileptischen das höchste Maß geistiger Ausbildung und leiblichen Wohlbehagens zu Theil wird, dessen sie fähig sind, sondern daß auch den ihrem überaus schwierigen Beruf mit bewunderungswürdiger Geduld obliegenden Lehrern, Pflegern und Pflegerinnen nichts von

Frömmerei anhaftet. Also dieser Zweig der Thätigkeit der Inneren Mission wird von meiner Kritik auch nicht einmal hypothetisch getroffen.

Die Fürsorge für alle Kranken, verlassenen Kinder, für die Armen und Nothleidenden ist die einzige Lebenserscheinung der christlichen Zeit, durch die sich das Christenthum trotz allen in seinem Namen verübten Gräueln als die Religion der Liebe legitimirt und worin die neue Lebensmacht, die es gebracht hat, die in dem Artikel „Humanität und Christenthum“ charakterisirte spontane Fürsorge für wildfremde Menschen, deutlich erkennbar hervortritt. Aus dem selben neuen Triebe ist die Matthäus 28, 19 befohlene Heidenmission hervorgegangen, die Fortsetzung der Predigt des Petrus am ersten Pfingstfest. Doch diese Mission steht heute schon recht bedenklich aus. Dem bequemen Schlaftröphilister, der ich bin, stünde es schlecht an, wenn er die Thätigkeit von Männern geringschäßig beurtheilen wollte, die unter den härtesten Entbehrungen außerordentlich schwierige Werke vollbringen und sich der Gefahr eines grausamen Martyriums aussetzen; ich hege für diese Männer die aufrichtigste Verehrung. Aber es steht doch nun einmal fest, daß sehr oft von edlen Menschen Opfer für ansehbare Zwecke gebracht werden und daß die Heidenbekehrung von vielen Kundigen für ganz werthlos erklärt wird. Zunächst kann nach dem vorhin Gesagten von Seelenrettung in dem hergebrachten theologischen Sinn überhaupt nicht die Rede sein. Unter den Mönchen und unter den Herrnhutern mag es ja noch Einzelne geben, die an die Hölle zu glauben sich bemühen, obwohl hoffentlich Keiner mehr darunter ist, der nicht im innersten Herzen zweifelte. Aber selbst dem gläubigsten Missionär muß der Gedanke unsinnig und lächerlich vorkommen, daß ein schwarzer Mensch, den man für seine Handlungen kaum in dem Grade verantwortlich machen kann wie einen Bernhardinerhund, ewig gepeinigt werden sollte, weil ihm der Tropfen Taufwasser fehlt, während die Sklavenhändler, Kuliuhändler, Gummihändler, Pflanze, Goldsucher, die holländischen Regierungsbeamten, die Multatuli beschreißt, und wie die zweibeinigen weißen Bluthunde sonst heißen mögen, durch diesen Wassertropfen und ein Glaubensbekenntniß oder eine Absolutionformel der ewigen Seligkeit theilhaft werden sollten. Die Heidenmissionäre befinden sich also, wenn es ihnen mit der Seelenrettung Ernst ist, in der selben Lage wie die berliner und die hamburger Stadtmissionäre: sie müssen sich der entgegengesetzten Richtung zuwenden; nicht die Seelen der schwarzen und der gelben Menschen sind gefährdet, sondern die der sie ausbeutenden Weißen. Nicht einmal die poena damni ist für die Naturvölker zu fürchten. In den Zeiten naiver Gläubigkeit haben mitleidige Theologen die Grausamkeit des Höllendogmas durch die Unterscheidung von poena damni: Verlust der Anschauung Gottes, und poena sensus: körperliche Peinigung, zu mildern gesucht, indem sie lehrten,

die ungetauft sterbenden Kinder erlitten nur die poena damni. Aber diese Poen würde gar keine Pein sein, denn ignoti nulla cupido, was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Ein geistig unentwickeltes Wesen hat keine Vorstellung von intellektuellen Genüssen, empfindet es daher auch nicht als Pein, sie entbehren zu müssen. Das gilt natürlich auch vom farbigen Naturkinde. Ueber die Kulturfähigkeit dieser Naturkinder ist heute noch kein abschließendes Urtheil möglich. Vorläufig wissen wir nur, daß, wo sich getaufte und von Europäern unterrichtete Neger und Indianer selbst überlassen bleiben, wie in Haiti, Liberia und in manchen Gegenden des ehemals spanischen Amerika, nur ein widerliches Zerebild europäischer Kultur herauskommt und daß diese Farbigen nur tauglich sind, wenn man sie entweder in ihrer urwüchsig-eigenthümlichen Kultur beläßt oder sie in Vormundschaft nimmt. Das Höchste, was sich aus südamerikanischen Indianern machen läßt, dürften die Jesuiten in Paraguay geleistet haben. Das kann aber heute nirgends mehr geleistet werden, weil die europäische Habsucht die von jenen Jesuiten weislich geübte Abschließung ihrer Schülinge von der europäischen Verderbniß nirgends dulden würde. Was aber die Barbaren anlangt, die mohammedanischen Semiten, die Chinesen, die Hindu, die Javanen, so hat man noch nirgends die Erfahrung gemacht, daß die europäische Herrschaft ihre materielle Lage oder ihre Moral besserte. Aus China ist wiederholt von Kennern berichtet worden, der Chineser sei ein guter Diensthote, aber nur, wenn er nicht zur Christengemeinde gehöre; die sogenannten Bekehrten seien das schlechteste Gesindel. Wer dächte da nicht an das Wort Christi: „Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr Länder und Meere durchreiset, um einen Proselyten zu machen, denn Der es wird, Den macht Ihr zu einem Kinde der Hölle, doppelt so arg, wie Ihr selbst seid!“ Ich glaube nicht, daß die Naturvölker überhaupt in den Gesichtskreis Jesu getreten sind. Ich glaube, daß das Leben, das sie führen, ihrer natürlichen Anlage und ihrem Klima angemessen und von Gott so geordnet ist. Ich glaube, daß auch die Chinesen, überhaupt die Mongolen, der Aufnahme unserer christlichen, aus jüdischen, hellenischen, römischen und germanischen Wurzeln erwachsenen Ideenwelt und Gesittung nicht fähig sind. Es mag einzelne dazu befähigte Individuen darunter geben und einzelne dieser Völker mögen aus Ungeschick, indem sie sich z. B. eine grausame Despotie gefallen lassen oder nicht die geeigneten Werkzeuge zu einer einfachen Bodenkultur haben, unglücklicher leben, als nöthig ist. Deshalb könnten Missionäre große Wohlthäter sein, wenn sie, wie ja auch wirklich hier und da geschieht, Niederlassungen errichteten, nur die ganz freiwillig sich Meldenden aufnahmen und ihnen so viel von den europäischen Kulturmitteln darböten, wie sie brauchen und gebrauchen können, ohne vollkommene Christen aus ihnen machen zu wollen. Um ihre volle Wirkung-

kraft zu entfalten, müßte eine solche Mission sich gegen die übrigen europäischen Einflüsse absperrern, wie es die Jesuiten in Paraguay fast zweihundert Jahre lang durchzusetzen vermocht haben. Das ist nun, wie gesagt, heute nicht mehr möglich; und so erwächst den Missionären eine andere Aufgabe: den Naturvölkern und Barbaren das harte Joch des Kapitalismus, das ihnen die unerfättlichen und in ihrer Habgier und Genußsucht ganz gewissenlosen Europäer auflegen, so viel wie möglich zu erleichtern, durch Anleitung zur Arbeit, durch Einwirkung auf die Dienstverhältnisse, durch Arbeiterschutz, durch Sorge für angemessene Erholung, durch Protest gegen Grausamkeiten. Das wäre eine schöne, eine des Christen würdige Aufgabe und schwieriger als irgend eine, die je auf Missionären gelastet hat; allerdings haben auch schon in den ersten Zeiten der Unterjochung Amerikas Missionäre wie Las Casas ihre Aufgabe in diesem Sinne verstanden. Unbebaute oder schlecht bebaute Länder — nicht aber wohlangebaute wie China — in Besitz nehmen und bei ihrer Ausbeutung Menschen von niederen Rassen als Werkzeuge benutzen: Das gehört zu den von Gott den Weltkindern zugetheilten Geschäften, bei denen es ohne Härten, also ohne Sünden nicht abgeht. Aber die Gräuelt, die dabei von der Entdeckung Amerikas bis auf den heutigen Tag verübt worden sind, halte ich nicht für nöthig; wahrscheinlich sind sie sogar vom niedrigsten utilitarischen Standpunkte aus zweckwidrig; warum sollte nicht für die Wirthschaft mit zweibeinigem Arbeitvieh das Selbe gelten wie für die rationelle Landwirtschaft, daß bei guter Behandlung des Viehs der höchste Nutzen erzielt wird? Die Sklaven- oder Kuliwirthschaft in diesem Sinn rationell zu machen: darauf müßte zunächst das Bestreben der Missionäre gerichtet sein.

Reiße.

Karl Jentsch.



Neue Verse.

Sittern.

So wie am hochgereckten Blumenschaft,
 Von dem ein Pfauenauge fortgeflogen,
 Die Blüthen leise sich noch niederbogen,
 Geängstigt unter rückgebliebner Kraft, —

So zittert meine Seele lange nach,
 Wenn Deine Blicke von mir fortgezogen,
 Und nur des Innersten bewegte Wogen
 Verkünden heimlich, wer den Frieden brach.

Schmerz.

Ob meine Lieder Niemandem gefallen,
 Weil andre schreiender den Markt durchhallen,
 Ob mein Verdienst in einer Ecke brütet,
 Indeß sich Dummheit tausend Lober miethet,
 Ob meiner Liebsten Liebe schon zu Ende,
 Kaum daß ich sorglos meinen Rücken wende,
 Ob meine Freunde tückisch mich verathen
 Als Hundelohn für hundert gute Thaten, —
 Es macht ja nichts!

Nur wenn ichs wieder seh,
 Dann wunderts mich: Es thut noch immer weh!

Allein.

Ich sah sie wohl schon Wochen nicht,
 Wie lang sich Wochen dehnen!
 Ich sehnte so ihr süß' Gesicht,
 Doch was hilft alles Sehnen!

Sie lebt ja ohne mich so gut,
 Warum den Frieden stören!
 Wenns meiner Seele bitter thut,
 Sie soll es niemals hören.

Man hat mich nicht als Kind verwöhnt,
 Und nicht geliebt den Knaben;
 Heut bin ich Mann und steh' beschämt:
 Ich wollt' es besser haben!

Ausklang.

Es wird kein Leid so tief gefunden,
 Dem Heil und Heilung nicht begegnet.
 Und hast Dus innig überwunden,
 So recht aus Herzensgrund verwunden,
 Hats Dich am Ende noch gesegnet!

Ludwig Jacobowski.



Das heutige England.

Im letzten Juliheft der „Zukunft“ ist von mir ein Aufsatz, „Der Burenkrieg in Großbritannien“, erschienen, in dem ich der landläufigen deutschen Auffassung englischer Verhältnisse den Fehdehandschuh hingeworfen habe. Ich hatte gehofft, im Anschluß an diese Herausforderung einen ritterlichen Strauß für meine Auffassung englischer Zustände ausfechten zu können. Aber ich sehe zu meinem Bedauern, daß — wenigstens aus Anlaß des Aufsatzes „Das heutige England“ von Karl Brumm in Manchester — Das nicht möglich ist; denn dieser Widerspruch, dem ich aus zahlreichen Gründen widersprechen muß, bewegt sich in den alten, ausgefahrenen Gleisen, wiederholt nur das alte Lied von England, dem Hort der Freiheit, das die deutschen Achtundvierziger uns ein halbes Jahrhundert zur Genüge in die Ohren gesungen haben, bis sie nach und nach abzustirben begannen.

Ich bin gewohnt, sachliche Erörterungen zu führen, muß aber hier mit etwas Persönlichem beginnen. Herr Karl Brumm setzt nämlich über mich eine ganze Reihe von Unwahrheiten in die Welt. Er behauptet, ich hätte mir eine „Kagenmusik schottischer Hochschüler“ zugezogen. Davon ist mir nichts bekannt, — und ich müßte es eigentlich wissen, denn bei einer Kagenmusik, die man sich zuzieht, muß man doch dabei sein. Ich bin auf dem Wege aus meinem Sprechzimmer ins Freie von vierhundert schottischen Studenten thätlich angegriffen worden, habe mich mit Aufgebot aller meiner Körperkraft ins Freie durchgeschlagen und mich dort, den Rücken gegen die Mauer gestemmt, mit meinen Fäusten gegen die Andringenden vertheidigt, bis ich von einem Kollegen Hilfe erhielt. Herr Brumm muß eigenthümliche Vorstellungen von einer Kagenmusik haben, wenn Das eine Kagenmusik ist. Nach Herrn Karl Brumm ist diese „Kagenmusik“ „wegen mündlicher und schriftlicher Aeußerungen“ erfolgt. Nach ihm habe ich drüben „antinationale Politik“ getrieben und „Spott über das Volk“ geäußert, das mir „gastlich die Möglichkeit lohnenden Wirkens bot“. Wegen mündlicher und schriftlicher Aeußerungen? Die mündlichen Aeußerungen sind von Ihnen erfunden, Herr Brumm. Und die schriftlichen? Ich hatte einen Aufsatz über die „englische Volksstimmung“ für die „Woche“ geschrieben. Dieser Aufsatz war aber den glasgower Studenten am dreiundzwanzigsten Februar gar nicht bekannt, sondern nur ein verleumderischer Brief eines Engländers late darüber, der in Leipzig studirte und die Zeit, die ihm seine Konflikte mit dem akademischen Senat der Universität Leipzig frei ließen, dazu benutzte, Deutschland im Auslande zu verleumben. In diesem Brief wurde mir z. B. die Behauptung untergeschoben, die englische Kriegsflotte sei nur auf dem Papier vorhanden, von der in meinem Aufsatz keine Silbe steht. Meinen Aufsatz selbst hat Glasgow erst am vier-

undzwanzigsten Februar kennen gelernt, wo ich ihn durch einen medizinischen Kollegen, Dr. Mac Kellan, im Glasgow Herald in von diesem Herrn besorgter wortgetreuer Uebersetzung wiedergeben ließ. Was war die Wirkung? Allgemeine Enttäuschung. Das Blatt, das vorher besonders wild gegen die Deutschen geheißt hatte, die Glasgow Evening News, meinte nun kleinlaut, der Ton des Artikels sei für einen Deutschen ganz wunderbar maßvoll, und fügte hinzu: „In diesem Aufsatz steht auch nicht ein Wort, das nicht freimüthig schon vom Daily Chronicle, vom Manchester Guardian, den Edinburgh Evening News, dem Speaker und dem Labour Leader ausgesprochen worden wäre. Traurig ist dabei nur, daß der größte Theil davon auch noch wahr ist.“ Im Glasgow Herald erzählte ein Student treuherzig den Hergang der Sache. Er und seine Kommilitonen hätten nicht das Mindeste gegen ihren deutschen Lehrer, ja, sie hätten vor dem dreiundzwanzigsten Februar kaum gemerkt, daß er über den Burenkrieg geschrieben habe, seien vielmehr nur von einigen Hezern gegen ihn aufgeregt worden. Wo, Herr Brumm, bleibt „die antinationale Politik“ und der „Spott“? Aber Großbritannien bot mir nach Ihnen „gastlich die Möglichen lohnenden Wirkens“. Das soll mich der Undankbarkeit zeihen. Ich kann versichern, daß ich Großbritannien tüchtige, ehrliche Arbeit bot und nichts von ihm geschenkt erhielt. Aber vielleicht interessiert es Sie, daß ein deutscher Germanist als mein Nachfolger nicht zu haben war, daß man deshalb einen englischen Anglisten nehmen mußte, der trotz langem Aufenthalt in Deutschland nicht richtig deutsch spricht, der aber 2000 Mark Gehalt mehr erhält, als ich bekam. Der Vortheil war also doch wohl auf der anderen Seite. Ferner sagen Sie: „Auch nahm Herr Dr. Tille selbst seine Entlassung und der Wikton verklang schnell, da die gut geschulte englische Presse über die unerquickliche Episode schwieg.“ Das ist mir neu. Ich kann Ihnen noch jetzt durch einige fünfzig Spalten englische Zeitungsausschnitte belegen, welchen Höllenlärm die englische Presse über mich gemacht hat, wie sie die glasgower Studenten wegen ihrer Heldenthat beglückwünschte und jubelte, daß endlich einmal einem Deutschen Etwas ausgewischt war. Als freilich dann meine Amtsniederlegung bekannt wurde, sagante man sich. Die älterweinsten östlichen Blätter außerhalb Glasgows brachten überhaupt die Nachricht, daß ich mein Amt niedergelegt hatte. Während in Glasgow englische und schottische Studenten die Schuld an dem Vorfall einander in die Schuhe schoben, suchte man seine Folgen in England totzuschweigen. Zu Englands Ruhm diene er sicher nicht.

Ich bin noch nicht mit dem Persönlichen fertig. In Ihrem Aufsatz führen Sie mit Anführungsstrichen aus meinem Aufsatz allerhand Dinge an, die gar nicht drin stehen. Sie citiren da zum Beispiel, ich spräche von „brotlosen Labendienern“, von „Mangel und Elend“ in Großbritannien.

Davon steht in meinem Aufsatz nichts. Ich schreibe ferner: „Ein großes Volk, das diese Pflichten fühlte und willig auf sich nähme, würde gerade wegen des südafrikanischen Krieges sich der nothleidenden Juder doppelt eifrig angenommen haben, um zu zeigen, daß Großbritannien auch zwei solchen Aufgaben zu gleicher Zeit gewachsen sei.“ Sie ändern mein „wegen“ in ein „während“, lassen den Satz weg, „um zu zeigen“ u. s. w., und sagen dann: „Die Schlussfolgerung ist mir unklar.“ Mir ist nicht unklar, daß man dem Gegner keine falschen Aeußerungen unterschieben darf. Daß englische Volk hat so wenig eine Ahnung von den Pflichten, die ein solches Weltreich auferlegt, wie der englische Staat die Aufgaben des modernen Staates begriffen hat. Sie sind anderer Meinung? Nun gut, dann habe ich eben eine höhere Auffassung von diesen Pflichten und Aufgaben als Sie. Das spricht nicht gegen mich.

Vielleicht empfindet es mancher Leser der „Zukunft“ als überflüssig, wenn ich nach solchen Proben von Ihrer Zuverlässigkeit mich überhaupt noch in eine sachliche Erörterung einlasse. Der Mann, der vor dem englischen Volk bewundernd auf dem Bauch liegt, wie Sie es thun, der Mann, der auf einem öffentlichen Bankett die britischen Siege mit der Begründung preist, daß der Sieg der Buren den Untergang der englischen Weltherrschaft herbeigeführt hätte, der Mann, der von seinem deutschen Vaterlande, natürlich fein verbäimt, sagt, Deutschland möchte es wohl eben so machen wie England in seiner Politik, könne aber nicht, — dieser Mann ist in meinen Augen überhaupt kein Deutscher. Und auch ich mag, wie Sie, turncoats nicht. Sie reden von einer unter den festländischen Kulturvölkern herrschenden anglophoben Stimmung. Sie wissen entweder nicht, was Anglophobie bedeutet, oder kennen die heutige Stimmung des Festlandes gegen England nicht. Auf dem Festlande herrscht eine unorthohlene Schadenfreude darüber, daß England mit seiner Ländergier sich endlich einmal blutige Köpfe geholt hat, und daneben eine gewisse Beschämung darüber, daß man so lange an die britische Scheinherrlichkeit geglaubt hat. Auf dem Festlande fürchtet sich heute Niemand mehr vor England. Was verlangen Sie von uns? Huld und Geduld für die englischen Vettern? Predigen Sie Das doch drüben Ihren neuen Wahl-landsleuten gegen die Deutschen, deren „ehrlichste und stärkste Freunde“ sie „sein könnten und sollten“, aber nie gewesen sind. Also zum Briten sollen wir halten? Warum nicht lieber der Briten zu uns? Das erscheint mir erheblich vortheilhafter für uns und nothwendiger für den Briten.

Sie mögen ein Interesse daran haben, daß die unberedigte Ueberschätzung Englands, die seit Jahrzehnten auf dem Festlande geherrscht hat, aufrecht erhalten bleibe. Wir Deutschen aber haben ein Interesse daran, daß sie so bald wie möglich falle und einer Schätzung Platz mache, die Englands tatsächlicher politischer Machtstellung entspricht. Daß diese sehr viel geringer ist als jene eingebildete, brauche ich wohl kaum erst hervorzuheben.

Herr Karl Brumm weiß von der Art, in der ich meine zehn Jahre in Schottland zugebracht habe, gar nichts. Er hätte leicht sehr viel davon wissen können, da ich oft in Manchester war, dort gearbeitet, Prüfungen abgehalten und im deutschen Klub, der „Schilleranstalt“, Vorträge gehalten habe. Wenn er sich im Geringsten um den Mann bekümmert hätte, gegen den er schrieb, ja, wenn er auch nur die ersten beiden Seiten meines Aufsatzes „Der Burenkrieg in Großbritannien“ ordentlich gelesen hätte, so hätte er leicht wissen können, daß ich keineswegs zu den Spezialisten gehöre, die über eine Einzelheit das Ganze vergessen. Ich habe zehn Jahre in der zweitgrößten Stadt Großbritanniens in engen Beziehungen zu Kaufleuten, Industriellen, Beamten, Gelehrten und Parlamentariern gelebt und habe dabei vermuthlich Vieles kennen gelernt, was Herrn Karl Brumm verborgen geblieben ist. Ich war öffentlicher Beamter an einer britischen Universität und weder für den Kaufmann noch für den Fabrikanten Etwas wie ein Konkurrent. Man hat mir deshalb natürlich viel mehr Vertrauen entgegengebracht als einem fremden Kaufmann und ich nehme für mich eine ganz eigenartige Kenntniß englischen Lebens und Webens in Anspruch, deren Resultate ich noch diesen Herbst in einem Buche über „England im letzten Jahrzehnt“ der deutschen Lesewelt vorlegen werde.

England das Land der Freiheit! Ja, so hat mir meine Amme früher auch erzählt. So steht in allen deutschen Märchenbüchern. Die ganze Freiheit besteht darin, daß es wegen des Fehlens einer allgemeinen Wehrpflicht auch kein Einwohnermeldeamt giebt. Ein Recht der Meinungsäußerung giebt es in England nicht. Der gebildete Engländer weiß Das auch recht gut und hütet sich, öffentlich von der Mehrtheit abweichende Meinungen zu äußern. Der Polizei wegen kann Jeder freilich in England aussprechen, was er will. Nur riskirt er dabei, von der Gesellschaft boykottirt und vom Pöbel halb tot geschlagen zu werden. Das ist eine ganz besondere Abart der Freiheit. Einno hätte sie vermuthlich *Libertas anglica mobbiata* genannt.

Herr Brumm kennt die Pflichten des Deutschen, der über England schreibt, ganz genau. Seine erste Pflicht ist, „freundlich leuchtende Blüthen der Anerkennung“ über englische Zustände aufspritzen zu lassen. Ich habe eine davon etwas abweichende Ansicht. Mir kommt es vor Allem auf die Ermittlung der Wahrheit und auf die Befreiung meines Volkes von alt-eingewurzelten Vorurtheilen über England an. Zu diesem Zweck wage ich sogar geschichtliche Ausblicke in die Vergangenheit und berühre die Stellung Blüchers zu Wellington. Das ist dem anglisirten Herrn aber nicht recht. Er fühlt sich dadurch in seinem neuen Nationalgefühl beleidigt. Um den schlimmen Eindruck zu verwischen, den Wellingtons Rettung durch Blücher hervorrufen muß, tischt er das Märchen auf, daß Blücher bei Ligny durch Wellingtons

Nähe gerettet worden sei. Neys Mangel an Energie und Blüchers genialer Rückzug genügten also noch nicht. Wellingtons „Nähe“ war dazu noch erforderlich. Besonders nützlich war diese Nähe dadurch, daß Wellington Blücher seinem Schicksal überließ und auch nicht einmal einen Versuch machte, ihn beizustehen. In englischen Geschichtsbüchern, aus denen Herr Brumm seine nationale Geschichte gelernt hat, mag Das anders stehen. Wir Deutschen haben unsere eigene Geschichtsforschung.

Ich sage vom neunzehnten Jahrhundert, daß seit den napoleonischen Kriegen England an allen Stellen der Erde die billigsten Erfolge eingeheimst habe. Herr Brumm giebt an einer anderen Stelle, wo es ihm paßt, selbst „die Geringswerthigkeit der bisherigen Gegner Englands“ zu. Hier aber verwerthet er gegen meinen Ausspruch die Kriege Marlboroughs auf dem Kontinent, die Niederwerfung der Jakobiten u. s. w. In Deutschland begann das neunzehnte Jahrhundert am ersten Januar 1801 und endeten die Freiheitkriege mit dem Jahre 1815. Von „sebenjährigen Feldzügen zu Gunsten des hartbedrängten Preußenstaates“ ist uns in Deutschland nichts bekannt. Davon wissen nur die englischen Märchenbücher zu erzählen. Wir kennen nur englische Kämpfe zu Gunsten des englischen Handels und sind der Meinung, daß dieser durch Napoleon sehr empfindlich geschädigt worden ist und weiterhin bedroht war. Wenn ich von einer Sache rede, so reden Sie von einer anderen. Dann fragen Sie mit Beziehung auf Ihren Gegenstand: waren Das wirklich so billige Erfolge? Und nun sollen ihre Leser glauben, Sie hätten mich mit der Frage in Beziehung auf meinen Gegenstand widerlegt? Sie vergessen dabei nur, daß Sie nicht Ihr gewohntes englisches Publikum vor sich haben, sondern eine deutsche Leserschaft.

Lord Kitchener hat nach seiner Rückkehr nicht nur ein hohes Geldgeschenk, wie etwa Bismarck nach dem deutsch-französischen Kriege, und den Lordstitel erhalten, sondern er ist auch Wochen lang im Triumphzuge durch zahlreiche englische Großstädte herumgereist und hat überall festliche Empfänge, Festessen und Ehrenbürgerbriefe bekommen. Stiftungen sind unter seinem Namen gemacht worden, und was nur ihm zu Ehren ausgedacht werden konnte, hat man ihm geboten. Wenn Das nicht ein Feiern als großer Nationalheld ist, weiß ich nicht, wie Das sonst geschehen soll. Mit Dem freilich, der dem alten römischen Gladbstone die nächste Anwartschaft auf die Stellung eines großen Nationalhelden zuschreibt, ist doch wohl nicht ernsthaft darüber zu reden.

Ueber das englische Heer spricht sich Herr Brumm womöglich noch härter aus als ich. Ich habe nicht vom englischen Volk in Waffen gesprochen, sondern von dem jetzigen englischen Heer, das der Auswurf des Volkes ist. Trotzdem stellt er sich, als ob er mich widerlegte, wenn er von der Tüchtigkeit des Volkes redet. Von der Stärke des englischen Heeres aber hat Herr

Drumm keine richtige Vorstellung. Das englische aktive Heer hat eine Sollstärke von 185 000 Mann, die es aber nie erreicht. Herr Drumm dichtet noch 100 000 Mann dazu und erhebt es auf eine Stärke von 285 000. Im Ernstfall dürften die Gewehre dieser Phantasieloldaten kaum losgehen. Die englische Miliz des Herrn Drumm besteht aus 150 000 Mann. Die Sollstärke der wirklichen Miliz aber ist 130 000 und im Februar fehlten daran volle 30 000, also fast ein Viertel. Die Volunteers nennt Herr Drumm geschult. Vermuthlich, weil sie ihre militärische Ausbildung in dreißig Stunden erhalten. Er giebt sie auf 300 000 Mann an. In Wirklichkeit ist ihre Sollstärke 265 000 Mann, im Februar aber blieben sie hinter dieser um 44 000 Mann zurück. Da außerdem 6000 Volunteers der niedersten Stände zu Anfang des Krieges in das aktive Heer eingetreten waren, um dort Lücken auszufüllen, waren nur 215 000 wirklich vorhanden. Wenn Herr Drumm niemals beim Briten den Wahn beobachtet hat, daß diese Heeresmassen jeder Anforderung gewachsen seien, nie der Ueberhebung begegnet ist, die da meint, mit solchen paar Hunderttausenden ungeschulter Soldaten sei England unüberwindlich, dann kann er nie mit Engländern verkehrt haben.

Ich habe von der Abneigung des gebildeten Briten gesprochen, seine Haut zu Markte zu tragen. Wenn Etwas bezeichnend für den Briten ist, so ist es Dies. Welch ein Geheul erhob sich, als im Winter die Möglichkeit in Sicht kam, daß das konservative Ministerium die allgemeine Wehrpflicht vorschlagen würde! Aus dem selben Grunde wird das Gesetz umgangen, das die Ergänzung der fehlenden Milizleute durchs Loos vorschreibt. Wie lacht der Brit über den dummen Kontinentalen, der sich in die Uniform stecken läßt, und über die Völker, die die Blüthe ihrer Jugend auf die Schlachtfelder schicken! Herr Drumm nennt die in England hier bestehende Arbeittheilung selbst cynisch; sie „ist aber einmal so“. Das ist offenbar ein durchschlagender Grund. Allerdings boten sich, zwar nicht 60 000, wie Herr Drumm angiebt, wohl aber etwa 80 000 Freiwillige zum Dienst in Südafrika an. Aber sie waren auch danach. Es waren mehr oder weniger verkommene Leute. Unter ihnen waren so wenige diensttauglich, daß erst die Anforderungen herabgesetzt werden mußten, um es möglich zu machen, auch nur 15 000 aufzubringen. Wenn Herr Drumm darin Opfermuth der Gebildeten des ganzen Volkes sieht, daß der Prozentsatz der außer Gefecht gesetzten Offiziere im Burenkriege höher ist als 1870, so kann ich ihm nicht beistimmen. Ich sehe darin nur einen Beleg für die höchst mangelhafte Ausbildung der Berufsoffiziere, nicht für den „Opfermuth der Gebildeten“.

Nach Herrn Drumm ist fast eine Viertelmillion Menschen (in Wirklichkeit waren es 200 000, da etwa 15 000 schon in Afrika standen) „plötzlich“ 6000 Meilen weit übers Meer geschafft worden. Von der Plötzlichkeit haben

offenbar verschiedene Menschen verschiedene Vorstellungen. Die Operation hat acht Monate gedauert. Gewiß, sie hätte bei noch größerer Vernachlässigung alles Nöthigen auch zwei Jahre dauern können. Aber ist Das so „plötzlich“ und Grund zum Rühmen?

Wenn irgendwo in der Welt das Erhalten des Rechtes an Geld gebunden ist, wenn irgendwo ein Rechtswirrwarr besteht, in dem selbst der Gebildete nicht aus noch ein weiß, dann ist es in Großbritannien der Fall. Wenn irgend ein Volk anderen Völkern die Ebenbürtigkeit abspricht, dann ist das englische. Ich hörte in Glasgow im letzten Winter, wie eine Dame einer anderen zur Verlobung ihrer Tochter Glück wünschte. Die Empfängerin dieser guten Wünsche fragte: „Reinen Sie Ihre Wünsche wirklich ernsthaft? Sie wissen wohl: ihr Bräutigam ist ein Ausländer.“ Ja, Das war die Familienschande. Völlige Freiheit im Mutterlande wie in den Kolonien! Wahrscheinlich meint Herr Brumm damit die Fälle, wo in Australien der Pöbel die Landung fremder Arbeiter mit Gewalt verhindert oder wo der Pöbel im Mutterlande sich mißliebiger Leute bemächtigt und Volksjustiz übt. Dahin gehört wohl auch die Ordnung und Sitte, die er anpreist. Konstitution! Es giebt nicht noch einmal eine solche wider sinnige, ungerechte und thörichte Verfassung wie die englische. Ich bin kein Anhänger demokratischer Ideale, aber wenn man einmal schon immer von Liberalismus schreit, dann sollte man doch wenigstens das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht besitzen. Statt Dessen haben eine große Anzahl kleiner Orte das Vorrecht, eigene Vertreter ins Unterhaus zu senden, die Graduirten der Universitäten wählen weitere, für den Arbeiter aber hängt das Wahlrecht an dem festen Besitz einer Wohnung. Im Vergleich damit ist der Deutsche Reichstag die reinste Verkörperung demokratischer Ideale. Wo giebt es sonst in der Welt so viele Geschlechter mit vererbten Beamtentiteln wie im englischen Oberhause? Wissen! Die höhere Bildung steckt in England noch in den Kinderschuhen. Ein systematisches Universitätsstudium giebt es heute noch gar nicht. . . . Nein, Herr Brumm, wenn man über England schreibt, dann muß man besser unterrichtet sein, als Sie es sind.

Ich habe gegen England die Anklage erhoben, daß es sieben Millionen eigener Untertanen in Indien dem Hunger überlassen, daß es keine Hilfe geleistet habe, die dem Umfang der indischen Hungersnoth entsprochen hätte. Herr Brumm weiß es besser. Englische Privatleute haben nach ihm 12 Millionen Mark aufgebracht. Ja, da kommen noch nicht zwei Mark auf den Hungernen während eines Jahres. Ist Das entsprechende Hilfe? Wenn Herr Brumm es fertig bringt, einen Inder mit zwei Mark im Jahre zu ernähren, dann verdient er wirklich Lob.

Natürlich hat auch England an dem Geschäftsaufschwung theilgenommen,

der seit Ende 1895 durch die Welt geht, wenn auch erst verspätet. Aber daß man mit einer Ausfuhrziffer für sieben Monate nicht beweisen kann, der Wohlstand der Großstädte sei nie größer gewesen als jetzt, sollte ein Konsul wissen. Nein: der gesammte englische Exporthandel geht dem absoluten Stillstand zu. Wenn Sie von Sir Robert Giffens Arbeiten noch nichts gehört haben, so will ich Sie darauf hinweisen. Aus seinem Vortrage über den „Ueberschuß der Einfuhr“ von 1899 können Sie auch lernen, wie man Volkswohlstand berechnet. In den siebenziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nahm die britische Ausfuhr jährlich im Durchschnitt um 140 Millionen Mark zu, in den achtziger Jahren um 40 Millionen, in den neunziger aber nur um 10 Millionen; ohne den Handelsauffschwung von 1896, der in England geringer war als in der ganzen übrigen Welt, wäre sogar auch für diese Jahre eine Abnahme festzustellen gewesen, wie sie seit 1891 das Normale ist. Ich will Ihnen die englischen Exportzahlen von 1890 bis 1899 in Millionen Mark (ohne Edelmetall- und Durchgangshandel) hiethersetzen, damit Sie sich davon überzeugen können:

| | |
|------|-------|
| 1890 | 6 560 |
| 1891 | 6 180 |
| 1892 | 5 840 |
| 1893 | 5 540 |
| 1894 | 5 480 |
| 1895 | 5 720 |
| 1896 | 5 920 |
| 1897 | 5 880 |
| 1898 | 5 878 |
| 1899 | 6 588 |

Wenn Sie die deutschen Ausfuhrzahlen daneben setzen, so werden Sie finden, daß England Deutschland nicht einmal mehr um eine Milliarde Mark voraus ist. Daß die gewöhnlichsten Konzerte und Bälle wegfallen mußten, sagen Sie, um die Leser glauben zu machen, ich hätte behauptet, Noth sei der Anlaß dazu gewesen. Nein, eine Panik wars; deshalb hielt Jeder seine Damentoiletten, wie sie für Konzerte, Bälle und Diners erforderlich sind. Das ging aus dem Zusammenhang deutlich hervor. Von Uniformschneidern habe ich nicht gesprochen. Wenn Sie von abgesetzten Konzerten, Bällen und Diners nichts gesehen haben, dann haben Sie die Augen geschlossen.

Wenn Sie aus dem Gejohl der britischen Presse bei der Beschlagnahme der deutschen Schiffe, für die England nun tief in den Beutel greifen muß, noch nicht den Ton befriedigter Rachsucht herausgehört haben, so hören Sie vielleicht jetzt aus den Proklamationen des Lord Roberts den Ton unbefriedigter heraus. Aus welchem Motive werden sonst aus Transvaal Frauen

und Kinder fortgewiesen, deren Ernährer im Felde stehen, Pferde, Ochsen, Maulthiere und Wagen einfach beschlagnahmt, alle kampffähigen Einwohner als „Verbrecher“ verhaftet, wenn sie den Neutralitätsleid verweigern, ohne des Kampfes überführt zu sein, Patrouillen, die Soldaten weggeschossen haben, als Mörder behandelt und bestraft, alle Güter im Umkreise von sechzehn Kilometern eingeschert, wenn in der Nähe eine Eisenbahn zerstört oder ein Schuß abgegeben worden ist, und mit Verlust des Eigenthums, Gefängniß oder Tod bestraft, wer einen Burenkämpfer beherbergt? Das ist nicht mehr die Kriegsführung eines gesitteten Volkes. Ueber Englands Edelmuth belehrt Sie vielleicht die Jahre lang geübte Benutzung der Dumbdumgeschosse mit abgefeilter Mantelspitze und die Thatsache, daß Großbritannien der einzige Staat ist, der den Artikel der Haager Konvention nicht unterschrieben hat, der die Verwendung von giftigen Gasen in Sprenggeschossen verbietet. Da haben Sie die englische Humanität in der Rußschale.

Sie behaupten, ich sagte Chamberlain viel Schlechtes nach. Ich bestreite Das ganz entschieden. Eben so, daß ich von anderen englischen Ministern überhaupt gesprochen habe. Ich stelle nur fest, daß er den Suzerainitätsanspruch über Transvaal verkündet und bis zum Kriege festgehalten habe. Beim Ausbruch des Krieges ließ eine englische Note an die Mächte, die die Buren als kriegsführende Macht anerkannte, diesen Anspruch fallen. Ist Das vielleicht nicht wahr? Und hat nicht das britische Kolonialamt den Raubzug Jamesons geduldet? Es hat wohl abgerathen, hat aber nichts gethan, um ihn zu verhindern. Man wollte eben erst den Erfolg abwarten, ehe man Stellung nahm. Wenn das Verhör Jamesons kein Scheinverhör war, dann hat es niemals ein solches gegeben. Gerade die Fragen, auf deren Beantwortung die Welt wartete, sind nicht gestellt worden; bei anderen ließ man Rhodes ruhig die Auskunft verweigern. Manche Antworten wiederum sind nur privatim gegeben worden. Lesen Sie nur einmal freundlichst die Verhandlungsberichte darüber im Manchester Guardian nach und dessenlossen dazu. Die Entrüstung darüber war in allen liberalen Kreisen Großbritanniens, die ich kenne, allgemein. Und nun kommen Sie und behaupten, der Prozeß sei „öffentlich geführt“ worden. Ich habe die Oeffentlichkeit des Prozeßes nie in Abrede gestellt. Das schließt aber ein „verlogenes Scheinverhör“ nicht aus, wie das Beispiel gezeigt hat. Die niedrige Strafe der paar Monate Haft, die Jameson bekam, lag nicht am Gesetz. Hätte man gewollt, dann konnte man die Anklage ganz anders stellen. Wollte man ihn ernstlich strafen so hätte man ihm nicht den Rest der Strafe geschenkt.

Ich erzähle, wie die radikale Presse Englands im Dezember 1899 der britischen Heerführung alle Verbrechen vorgeworfen habe, bis zur Vertreibung von Seldern und zum Landesverrath. Sie dichten zunächst zu der

Heerführung die Minister hinzu und behaupten dann schlankweg, davon sei nie die Rede gewesen. Nehmen Sie den Dezemberband irgend eines radikalen Blattes in die Hand und Sie können noch heute sich von den Angriffen auf Lord Wolseley und das Kriegsamt überzeugen.

Zwei Menschenalter lang hat die demokratisch-liberale Phrase England als Aushängeschild gedient. Wenn dieser Grundsatz allgemeiner Gleichberechtigung und Selbstverwaltung kein weltumfassendes Prinzip war, dann wird wohl nie ein solches gefunden werden. England hat nie danach gehandelt, sondern ihm wilden Stämmen und eben so den Iren gegenüber grausam Hohn gesprochen. Einer seiner Staatsmänner hat freilich gesagt, das englische Volk sei das einzige, das nicht civilisire, sondern nur vernichte. Aber von solcher Selbsterkenntniß ist das Volk weit entfernt. Das demokratische Prinzip ist heute veraltet. Durch seinen Angriff auf das kleine arische Kulturvolk der Buren hat England mit diesem Prinzip gebrochen. Mit ganz demselben Recht könnte Deutschland die Schweiz oder die Niederlande so lange darnagsaliren, bis es zum Kriege käme. Deutsche sahen mit Freude ein Söldnerheer im Dienst häßlicher Geldinteressen von einem kleinen tapferen Stamme solche Hiebe erhalten, daß auf jeden kampffähigen Buren schon heute ein außer Gefecht gesetzter Engländer kommt. Und nun soll der lärmende Imperialismus ein weltumfassendes Prinzip sein wie der demokratische Gedanke? Ich bin kein Anhänger des demokratischen Gedankens, am Allerwenigsten in der Verzerrung, die er in der englischen Verfassung erhalten hat. Aber daß er an das Gefühl aller Schwachen appelliren muß, die sich dadurch den Starken gleichberechtigt glauben lernen, ist doch nicht zu bestreiten. Und darum ist er weltumfassend. Eine Folge der heutigen Reklame für den Burenkrieg, die von der englischen Presse überall gemacht wird, ist natürlich eine gewaltige Aufregung in der ganzen englischen Welt. Aber meistens ohne Thaten. Warten wir einmal den November ab, wenn die Zeit kommt, wo der britische Steuerzahler alljährlich seine Tasche erleichtern muß; warten wir, wie die Weise dann klingt! Sie erzählen von der Verbriefung des Bundes der Herzen und Schwerter mit Australien. Sie wollten wohl sagen „mit einigen australischen Kolonien“. Daß noch immer manche davon grollen und sich dem schönen neuen Kolonienbund nicht angeschlossen haben, verschweigen Sie. Daß England diesen Staatenbund nur durch Aufgabe einer ganzen Anzahl von Hoheitsrechten über diese Kolonien erkauft hat, verschweigen Sie auch. Das interessiert aber deutsche Leser sehr. Wie sorgsam wehrt man sich in Australien gegen die Pflicht einer Kriegsfolge gegen das Mutterland! Wenns den Herren paßt, sich zehntausend unruhiger Siedler zu entledigen und sie nach Südafrika abzuschleiben, um dafür vom Mutterland Konzessionen zu erhalten, dann thun sie's. Aber nur keine Rechtsverbindlichkeiten!

Trotz Ihrer Hymne über die Segnungen, die dem Burenkriege entspringen müssen, werden die Buren ein Pfahl im Fleische Englands bleiben. Noch nach hundert Jahren englischer Herrschaft haben sich ganze Bezirke Capburen geschlossen erhoben, um mit ihren freien Brüdern zu kämpfen. Der jetzige Krieg hat beide Stämme mindestens für ein anderes Jahrhundert verfeindet und an das baldige Nahen der Zeit, wo Buren und Engländer zufrieden neben einander arbeiten werden, glaubt kein vernünftiger Brit, glaubt höchstens ein der Heimath und seinem Volksthum entfremdeter Deutscher, der sich alle erdenkliche Mühe giebt, sich zu einem Engländer herauszuputzen.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Dungaras Rache.

Sie erzählen die Geschichte jetzt in den Wäldern am Verbulda-Hügel und zur Bekräftigung zeigen sie auf das Missionhaus, das ohne Dach und Fenster dasteht. Der große Gott Dungara, der Gott der Dinge, wie sie sind, der sehr Schreckliche, Eindringliche, der den rothen Elefantenzahn trägt, that Alles; und wer nicht an Dungara glauben will, wird sicherlich mit Wahnsinn geschlagen werden, mit dem Wahnsinn, der die Söhne und Töchter der Buria Kols*) besiel, als sie sich von Dungara abwandten und Kleider anzogen. So sagt Athon Dazé, der Hohe Priester des Schreines und Hüter des rothen Elefantenzahnes ist. Aber wenn Ihr den Bezirksverwalter und Agenten für den Distrikt der Buria Kols fragt, wird er lachen, — nicht, weil er den Missionen nicht wohl will, sondern, weil er selbst sah, wie sich Dungaras Rache an der Heerde des Hohehrwürdigen Herrn Justus Krenk, Pastors von der Lübinger Mission, und an Lotte, seinem tugend samen Weibe, vollzog.

Doch wenn jemals ein Mann gute Behandlung von den Göttern verdiente, war es Hohehrwürden Justus, der in Heidelberg studirt hatte, dann, einer inneren Stimme folgend, in die Wildniß ging und die Blonde, blauäugige Lotte mit sich nahm. „Wir wollen diese Heiden, die in die Finsterniß der Abgötterei versunken sind, zu besseren Menschen machen,“ sagte Justus in den ersten Tagen seiner Laufbahn. „Ja,“ fügte er voll Ueberzeugung hinzu, „sie sollen gut werden und lernen, mit ihren Händen zu arbeiten. Denn alle guten Christen müssen arbeiten.“ Und mit einem Gehalt, das kleiner war als das eines englischen Küsters, ließ Justus Krenk sich jenseits Kamala und des Passes von Malak, jenseits des Verbuldastuffes, dicht am Fuße des blauen Panthberges nieder, auf dessen Gipfel der Tempel des großen Dungara steht, — im Herzen des Landes der nackten, friedfertigen, fürcht samen, unschuldigen und faulen Buria Kols.

*) Kol: Name eines in Bengalen und den Centralprovinzen Ostindiens anässigen, gänzlich uncivilisirten Volksstammes.

Wißt Ihr, was das Leben auf solch einem äusersten Missionsposten bedeutet? Versucht, Euch eine Einsamkeit vorzustellen, die größer ist als die der kleinsten Station, wohin Euch die Regierung nur immer senden könnte. Da spürt Ihr eine Verlassenheit, die schwer auf die wachen Augenlider drückt und Euch Hals über Kopf in die Arbeiten des Tages treibt. Da giebt es keine Post, da ist Niemand von Eurer Farbe, mit dem Ihr sprechen könntet; da sind keine Wege. Nahrung giebt es freilich, Euer Leben zu fristen, aber sie ist nicht angenehm zu essen; und was immer von Gutem oder Schönem oder Anregendem Euer Leben schmückt, muß aus Euch selbst kommen und aus Dem, was früher an Erfreulichem in Euch gepflanzt wurde.

Früh am Morgen schaaren sich mit bloßen Füßen die Befehrten, die noch Zweifelnden und Die, die noch offen höhnen, auf der Veranda zusammen. Ihr müht unendlich gütig und geduldig und vor Allem sehr achtsam sein, denn Ihr habt es mit der Einfalt des Kindes, der Erfahrung des Mannes und der Schlaueit des Wilden zu thun. Eure Versammlung hat hundert materielle Wünsche, die alle beachtet sein wollen, und es ist an Euch, wenn Ihr an Eure Verantwortlichkeit dem Schöpfer gegenüber glaubt, in der lärmenden Menge jedes Körnchen gläubiger Regung zu entdecken, das darin verborgen sein mag. Wenn Ihr außer der Heilung der Seelen auch noch die der Körper auf Euch nehmt, wird Eure Aufgabe noch viel schwerer sein, denn die Kranken und die Krüppel werden gern jedes beliebige Glaubensbekenntniß ablegen, um nur geheilt zu werden, und werden nachher über Euch lachen, weil Ihr einfältig genug waret, ihnen zu glauben.

Wenn der Tag vorgeschritten ist und der Andrang vom Morgen aufgehört hat, wird ein erdrückendes Gefühl der Nutzlosigkeit Eures Thuns über Euch kommen. Dagegen muß angekämpft werden; und der einzige Ansporn für Euch mag der Glaube sein, daß Ihr mit dem Teufel um die lebende Seele der Menschen spielt. Es ist ein großer, ein froher Glaube; aber wer vierundzwanzig lange Stunden hindurch daran festhalten kann, muß eine ungemein starke Konstitution und ausgezeichnete Nerven haben.

Frägt die grauen Häupter der Missionsgesellschaft von Bannockburn, was für ein Leben ihre Prediger führen; spricht mit den Missionaren von der puritanischen Missionsgesellschaft, diesen mageren Amerikanern, deren Stolz es ist, daß sie dahin gehen, wohin kein Engländer ihnen zu folgen wagt; besucht einen Pastor von der Tibinger Mission und bittet ihn, Euch von seinen Erfahrungen zu erzählen, — wenn Ihr könnt. Ihr werdet zu den gedruckten Berichten greifen, aber die erwähnen nichts von den Männern, die in der Wildniß Jugend und Gesundheit und Alles, was ein Mann verlieren kann, verloren haben, ausgenommen den Glauben; von englischen Mädchen, die hinausgegangen und gestorben sind in dem vom Fieber verseuchten Dickungel der Panth-Hügel, die hinausgingen, obwohl sie wußten, daß der Tod ihnen sicher sei. Wenige Pastoren werden Euch von diesen Dingen mehr erzählen, als sie von dem jungen David von Saint-Bees sprechen, der, einsam hinausgeschickt, um für die Sache des Herrn zu wirken, in der äußersten Verlassenheit zusammenbrach und halb geistesgestört in die Hauptstation der Mission zurückkam, indem er schrie: „Dort ist kein Gott, aber mit den Teufeln zusammen bin ich gewandert!“

Die Berichte schweigen hier, denn Heroismus, Fehlschläge, Gefahren, Ver-

zweifelung und Selbstverleugnung bei einem kultivierten weißen Manne bedeuten nichts gegen die Nähe, eine halbmenshliche Seele von einem phantastischen Glauben an Waldgeister, Felsengespenster und Fluchteufel zu erretten.

Und Gallio, der Unterverwalter des Distrikts, kümmerte sich um alle diese Dinge nicht. Er war schon lange in diesem Distrikt und die Suria Kols hatten ihn lieb und brachten ihm zum Geschenk aufgespeerte Fische, Orchideen aus dem dunklen, feuchten Herzen der Wälder und so viel Wild, wie er essen konnte. Dafür gab er ihnen Chinin und brachte mit Athon Dazé, dem Oberpriester, ihre kleinen Angelegenheiten in Ordnung.

„Wenn Sie erst ein paar Jahre in dieser Gegend gewesen sein werden,“ sagte Gallio an Krenks Tisch, „werden Sie dahin kommen, zu finden, daß ein Glaube so gut wie der andere ist. Ich will Ihnen natürlich jeden möglichen Beistand leisten, so weit es in meiner Macht liegt, aber verlegen Sie mir meine Suria Kols nicht! Sie sind ein gutes Völkchen und haben Vertrauen zu mir.“

„Ich will sie das Wort Gottes lehren“, sagte Justus und sein rundes Gesicht strahlte von Enthusiasmus, „und ich will sie dabei gewiß nicht durch heftiges und unbachtes Aufstreiten gegen ihre Vorurtheile verlegen. Aber, verehrter Freund, was Sie da meinen, daß man sie so ganz ruhig glauben lassen soll, was sie wollen: Das geht doch nicht.“

„Nur zu“, sagte Gallio; „ich habe den Distrikt und die Körper der Einwohner zu beaufsichtigen und Sie mögen zusehen, was Sie für ihre Seelen thun können. Nur hüten Sie sich, es wie Ihr Vorgänger zu machen, sonst fürchte ich, nicht für Ihr Leben bürgen zu können.“

„Und was that Der?“ fragte Lotte muthig, während sie dem Verwalter eine Tasse Thee hinüberreichte.

„Er stieg hinauf zum Tempel des Dungara — freilich war er noch mit der Gegend hier unbekannt — und haute dem alten Dungara mehrere Male mit einem Regenschirm über den Kopf. Natürlich kamen darauf die Suria Kols an und verprügelten ihn ziemlich heftig. Ich war gerade im Distrikt und er schickte mir einen Eilboten mit einem Zettel: ‚Werde verfolgt um der Sache des Herrn willen. Sendet Hilfe vom Regiment!‘ Die nächsten Truppen standen etwa zweihundert Meilen weit; aber ich ahnte schon, was er angerichtet hatte. Ich ritt nach Panth und sprach zu dem alten Athon Dazé wie ein Vater und sagte ihm, ein Mann von seiner Weisheit hätte eigentlich wissen müssen, daß der Sahib den Sonnenstich habe und verrückt sei. Da hätten Sie mal sehen sollen, wie betriibt die Leute waren. Athon Dazé entschuldigte sich und schickte Holz und Milch und Geflügel und alle möglichen Sachen und ich spendete fünf Rupien für den Schrein und sagte Macnamara, daß er sehr unverständlich gehandelt habe. Er behauptete, ich hätte eine Sünde wider den Heiligen Geist begangen; aber wäre er bloß über den Berg hinüber gegangen und hätte Salin Deo, den Odhen der Suria Kols, beleidigt, dann wäre er auf einem angelegten Bambusstab gespießt worden, lange bevor ich irgendwie hätte einschreiten können, und ich hätte dann nachher ein paar von den armen Kreaturen hängen müssen. Sehen Sie sanft mit ihnen um, Pastor! . . . Aber ich glaube kaum, daß Sie viel ausgerichtet werden.“

„Nicht ich“, antwortete Justus, „aber mein Herr und Meister. Wir

werden mit den kleinen Kindern beginnen. Ein paar von ihnen werden krank werden, wie Das so kommt. Nach den Kindern kommen die Mütter und dann die Männer. Aber es wäre mir doch lieber, wenn Sie mit auf unserer Seite wären.“

Gallio fuhr fort, sein Leben dadurch aufs Spiel zu setzen, daß er bald die halbverfaulten Bambusrohrbrücken seines Volkes ausbesserte, bald hier oder dort ein paar stramme Tiger erlegte, dann einmal wieder draußen im feuchten Dschungel schlief oder etliche diebische Suria Kols verfolgte, die ihren Brüdern vom Buria-Stamm ein paar Stück Vieh gestohlen hatten. Er war ein junger Mensch mit schlankerndem Gange und etwas schlatternden Beinen, mit einer natürlichen Abneigung gegen Glauben und jede Art von Kultus und einem Verlangen nach absoluter Herrschaft, wie sie ihm sein Distrikt, nach dem kein Anderer Verlangen trug, gewährte.

„Auf meinen Posten wünscht sich Keiner“, pflegte er brummig zu sagen; „und mein Herr Borgesekter steckt seine Nase nur herein, wenn er ganz bestimmt weiß, daß hier kein Fieber ist. Ich bin Herr über Alles, was ich rings überschauen kann, und Athon Dags ist mein Vizekönig.“

Da Gallio sich seiner vollkommensten Nichtachtung menschlichen Lebens rühmte — obgleich er seine Theorie niemals, außer auf sich selbst, anzuwenden pflegte —, ritt er natürlich eines Tages vierzig Meilen weit bis vor die Mission, mit einem kleinen braunen Mädchen vor sich auf dem Sattel.

„Hier ist Etwas für Sie, Pastor“, sagte er. „Die Kols legen ihre überflüssigen Kinder aus und lassen sie umkommen. Sehe gar nicht ein, warum sie es auch nicht thun sollten; aber dies eine können Sie sich ja aufziehen. Ich fand es oberhalb der Stelle, wo der Verbulba sich theilt. Ich habe eine Ahnung, daß die Mutter mir die ganze Zeit durch die Wälder nachgelaufen ist.“

„Es ist das erste der Herde“, sagte Justus; und Lotte nahm das schreiende kleine Ding an die Brust und suchte es nach Kräften zu beruhigen, während Natui, die es geboren und nach dem Befehl ihres Stammes ausgelegt hatte, müde und mit wunden Füßen in dem Bambusrohrdickicht umherstrich, wie ein Wolf auf dem Felde herumlungert, und mit hungrigen Mutteraugen das Haus bewachte. Was wollte der allmächtige Unterverwalter thun? Würde der kleine Mann im schwarzen Rock ihre Tochter bei lebendigem Leibe aufessen? Denn Das war, wie Athon Dags sagte, die Gewohnheit aller Männer in schwarzen Röcken.

Natui wartete in dem Dickicht die ganze Nacht hindurch; und am Morgen kam aus dem Hause ein schönes Weib heraus, wie Natui es noch nie zuvor gesehen hatte, und in ihren Armen lag, sauber angezogen, Natuis Töchterchen. Lotte verstand wenig von der Sprache der Buria Kols, aber wenn eine Mutter zu einer Mutter spricht, ist jede Sprache leicht zu verstehen. Daran, wie Natui furchtsam den Saum ihres Kleides streichelte, an den leidenschaftlichen Aeh-lauten und den sehnsüchtig verlangenden Augen erkannte Lotte, mit wem sie es zu thun hatte. Und so nahm denn Natui ihr Kind wieder und versprach, die Dienerin, ja, die Skavin des wunderbaren weißen Weibes zu sein; denn ihr eigener Stamm würde sie jetzt nicht mehr aufnehmen wollen. Und Lotte weinte zusammen mit ihr, — nach deutscher Manier, wobei sehr oft die Nase geschnaubt wird.

„Zuerst das Kind, dann die Mutter und schließlich der Mann, — und Alles zur Ehre Gottes“, sprach Justus, der Hoffungsreiche. Und der Mann

kam auch, mit einem Bogen und Pfeilen, und war sehr wüthend, denn er hatte jetzt Niemand, der für ihn kostete.

Aber die Geschichte dieser Mission ist lang und ich habe keine Zeit, zu erzählen, wie Justus, ungedenkt seines undorfsichtigen Vorgängers, Moto, Mutuis Mann, wegen seiner Derglosigkeit richtig ankam; wie Moto einen gehörigen Schreck bekam, dann aber, als seine Furcht vor einem plötzlichen Tode geschwunden war, sich ein Herz faßte und der treue Bundesgenosse und erste Befehrte Justus' wurde; wie die kleine Gemeinde wuchs, zum großen Mißvergnügen Athon Dazé's; wie der Priester des Gottes der Dinge, wie sie sind, einen spitzfindigen Disput mit dem Priester des Gottes der Dinge, wie sie sein sollten, hatte und dabei den Kürzeren zog; wie die Abgaben für den Tempel des Dungara an Geflügel, Fisch und Honigscheiben allmählich in Fortfall kamen; wie Lotte die Weiber mit dem Fluche Ewas bekannt machte und wie Justus sein Bestes that, den auf Adam lastenden Fluch verständlich zu machen; wie die Buria Kols dagegen rebellirten und sagten, daß ihr Gott ein müßiggehender Gott sei, und Justus allmählich ihre Skrupel gegen die Arbeit überwand und ihnen zeigte, daß der schwarze Boden reich an anderen Produkten sei als an Erbnüssen allein.

Alle diese Dinge machen die Geschichte vieler Monate aus und die ganze Zeit hindurch sann der weißköpfige Athon Dazé auf Rache wegen der Vernachlässigung, die man Dungara und dem für ihn fälligen Tribut angedeihen ließ. Mit der Schlaueit des Wilden heuchelte er Justus Freundschaft und deutete sogar die Möglichkeit seiner eigenen Bekehrung an; aber zu der Gemeinde des Dungara sprach er häßlich: „Die von des Pastors Heerde haben Kleider angezogen und dienen einem arbeitssamen Gott. Deshalb wird Dungara sie schwer schlagen, daß sie sich mit Heulen in die Wasser des Verbulda stürzen werden.“ Und in der Nacht dröhnte und ächzte der rothe Elefantenzahn zwischen den Hügeln und die Kläubigen wachten und sprachen: „Der Gott der Dinge, wie sie sind, bereitet Rache vor gegen die Abtrünnigen. Sei gnädig, Dungara, zu uns, Deinen Kindern, und gieb uns ihre ganze Ernte!“

Spät in der kalten Jahreszeit kamen der Verwalter und seine Gattin in den Distrikt der Buria Kols. „Sehen Sie und sehen Sie sich Krenks Mission an“, sagte Gallio. „Er thut Gutes nach seiner Art und ich denke, es wird ihn freuen, wenn Sie die kleine Bambusholzkapelle einweihen, die er glücklich zu Stande gebracht hat. Auf jeden Fall werden Sie einen civilisirten Buria Kol zu sehen bekommen.“

In der Mission war Alles in großer Aufregung. „Nun wird er und die huldreiche Lady mit eigenen Augen sehen, daß wir ein gutes Werk gethan haben, und wir werden ihm unsere Befehrten vorstellen, alle in ihren neuen Kleidern, die sie sich eigenhändig gemacht haben. Es wird ein großer Tag sein für den Herrn immerdar!“ sprach Justus; und Lotte sagte: „Amen!“

Justus hatte, in seiner ruhigen Weise, ein Bißchen Eifersucht gegen die hiesigen Webeschulen-Mission gefühlt, denn seine eigenen Befehrten waren ungeschickt. Doch kürzlich hatte Athon Dazé einige von ihnen dahin gebracht, die glänzenden, seidenähnlichen Fasern einer Pflanze zu bearbeiten, die in Massen auf den Panthbergen wuchs. Das ergab ein weißes und glattes Zeug, einen Stoff, ähnlich dem Tappa der Südseeinsulaner, und an diesem Tage sollten die Befehrten zum ersten Male Kleider daraus tragen. Justus war stolz auf sein Werk.

„Sie sollen herunter kommen, angethan mit weißen Kleidern, den Verwalter und seine hochgeborene Lady zu begrüßen, und singen: Nun danket Alle Gott! Dann wird er die Kapelle eröffnen und dann . . . dann wird selbst Gallio anfangen, zu glauben. Bleibt so stehen, meine Kinder, immer zwei zusammen, und . . . Lotte, warum fragen sie sich so? Es schickt sich nicht, zu wackeln, Nala, mein Kind! Wenn der Verwalter hier ist, wird ihn Das verdrücken.“

Der Verwalter, seine Frau und Gallio kletterten den Hügel zu der Missionstation herauf. Die Bekehrten waren in zwei Reihen aufmarschirt, eine weiß schimmernde Linie, fast vierzig Köpfe stark. „Oh,“ sagte der Verwalter, der sehr auf seinen Werth eingebildet war und sich für Den zu halten schien, der das Unternehmen von Anfang an gefördert hatte. „Das geht ja tüchtig vorwärts, wie ich sehe; ordentlich mit sprunghafter Schnelligkeit.“

Niemals wurde ein wahreres Wort gesprochen! Die Mission ging thatsächlich vorwärts, wie er gesagt hatte. Zuerst machten sich nur leise Bewegungen schamhaften Unbehagens bemerkbar; aber bald sprangen sie, wie Pferde bei Insektenstichen, und nahmen Stöße, wie rasend gewordene Mänguruhs. Vom Panthöhügel herab ließ der rothe Elefantenzahn ein scharfes, schmerzlich klingendes Geheul ertönen. Die Reihen der Bekehrten kamen ins Wanken, brachen auseinander und zerstreuten sich unter Jeterm und Schmerzensschreien, während Justus und Lotte starr vor Schrecken standen.

„Das ist das Dungaras Rache!“ schrie eine Stimme. „Ich verbrenne, ich verbrenne! Zum Fluch oder wir sterben!“

Die Menge rannte und stürzte den Felsen zu, die über den Verbulda herniederhingen. Sie trampelten und wandten und krümmten sich und zerrissen ihre Kleider, während sie liefen, und der Donner von Dungaras Drommete verfolgte sie. Justus und Lotte eilten mit Thränen auf den Verwalter zu.

„Ich kann es nicht verstehen!“ leuchtete Justus. „Western hatten sie noch die Hejn Gebote im Herzen. Was bedeutet Das? Alle guten Geister zu Wasser und zu Lande loben Gott den Herren! . . . Nala! O, schäme Dich!“

Schreiend rannte sie dort in großen Sprüngen den Felsen über ihren Häuptern hinauf, Nala, einst der Stolz der Mission, ein Mädchen von vierzehn Jahren, gut, gelehrig und tugendhaft, — und jetzt nackt wie der junge Tag und wüthend wie eine Wildkatze.

„Habe ich darum,“ schrie sie wild und schleuderte ihren Rock gegen Justus, „habe ich darum mein Volk und Dungara verlassen? Um des Feuers Eures Gebetplatzes willen? Blinder Affe, kleiner Erdwurm, gedürter Fisch, der Du bist! Du sagtest, ich würde nie verbrennen. O Dungara, ich verbrenne jetzt! Ich verbrenne jetzt! Habe Gnade, Gott der Dinge, wie sie sind!“

Sie wandte sich um und sprang in den Verbulda hinunter und die Drommet: Dungaras brüllte in Jubeltönen. Die letzte der Bekehrten von der Täbinger Mission hatte eine Viertelmeile des reißenden Stromes zwischen sich und ihre Lehrer gebracht.

„Western noch,“ gurgelte Justus, „lehrt sie in der Schule A, B, C, D, . . . D, Das ist des Satans Werk!“

Aber Gallio betrachtete neugierig den Rock des Mädchens, der zu seinen Füßen niedergefallen war. Er befühlte das Gewebe, schlug seinen Hembärmel

etwas über das Handgelenk zurück und presste ein Stück des Luchses gegen das Fleisch. Eine stark geröthete Hühnblase zeigte sich auf der weißen Haut.

„Aha,“ sagte Gallio ruhig, „Das dachte ich mir.“

„Was ist Das?“ fragte Justus.

„Ich würde es das Nessusgewand nennen, aber . . . Woher haben Sie das Garn zu diesem Tuch?“

„Athon Dazó hat es gegeben“, antwortete Justus. „Er zeigte den Knaben, wie es verarbeitet werden müsse.“

„Der alte Fuchs! Wissen Sie, daß er Ihnen die Nilgirineffel zu verarbeiten gegeben hat, — *Girardonia heterophylla*? Kein Wunder, daß sie sich krümmten. Es sticht ja sogar, wenn man Brückensteine daraus macht, selbst wenn man es vorher sechs Wochen lang eingewässert hat. Der schlaue Hund! Eine halbe Stunde würde es dauern, bis es durch Ihr dickes Fell brennt, und dann . . .“

Gallio brach in Lachen aus. Lotte aber weinte in den Armen der Gattin des Verwalters und Justus hatte sein Gesicht mit den Händen bedeckt.

„*Girardonia heterophylla!*“ wiederholte Gallio. „Krenk, warum sagten Sie mir Das nicht? Ich hätte es Ihnen ersparen können. Gewebtes Feuer! Jeder, außer ein nackter Kol, würde es gekannt haben. Aber, so weit ich sie kenne: Die werden Sie nie wieder bekommen!“

Er schaute über den Fluß, wo an den feuchten Stellen die Befehrten sich jammern wälzten, und das Lachen in seinen Augen erstarrte, denn er sah, daß es mit der Tübinger Mission bei den Buria Kols aus war.

Niemals wieder, obgleich sie drei Monate hindurch traurig um die verlassene Schule herumstrichen, gelang es Lotte oder Justus, selbst die verzweifeltesten Stücke ihrer Herde schmeichelnd zurückzurufen. Nein! Das „Feuer des Gebetplatzes“ hatte der Befehrung ein Ende gemacht, ein Feuer, das durch alle Glieder rannte und nagend in die Knochen drang. Wer wollte es wagen, ein zweites Mal den Born Dungaras herauszufordern? Laßt den weißen Mann und sein Weib anderswohin gehen! Die Buria Kols wollen nichts von ihnen wissen! Eine offiziöse Botschaft an Athon Dazó, des Inhalts, daß Athon Dazó und die Priester des Dungara von Gallio am Tempelschrein aufgehängt werden würden, wenn nur ein Haar auf Justus' oder Lottes Haupt gekrümmt würde, schützte das Paar vor den knorrigen Giftpfeilen der Buria Kols. Aber weder Fisch noch Geflügel, weder Honigscheiben noch eingepökeltes oder frisches Schwein wurden ferner vor ihre Thür gebracht. Und leider kann man nicht von Sanftmuth allein leben, wenn das Fleisch fehlt.

„Laß uns gehen, mein Weib“, sprach Justus. „Hier ist nicht gut sein und der Herr hat es gewollt, daß irgend ein Anderer dieses Werk übernehme, — zu guter Stunde, wenn die Zeit des Herrn erfüllet ist. Wir wollen von bannen gehen und ich will . . . ja, etwas botanische Studien will ich treiben.“

Wenn irgend Jemand begierig ist, die Buria Kols von Neuem zu befehren, so findet er wenigstens noch die Ruinen eines Missionshauses am Fuß des Panthberges. Aber über die Kapelle und die Schule des hochwürdigsten Herrn Justus Krenk ist längst schon das Dschungel gewachsen.



Tribut an Amerika!

Wir sind im Solde der Yankee: diese traurige und zugleich bittere Empfindung beherrscht seit ein paar Tagen die Gemüther der Deutschen. Das chinesische Experiment hat das große, stolze Reich, bevor noch irgend welche Aussicht vorhanden ist, daß — getreu einem heiligen Gelübde — seine Fahnen siegreich auf den Mauern Peking's wehen, in die betäubendste Verschuldung hinabgezerrt. Welche Lust für den nach Beute lüsternden Yankee, dem iberischen Niesel den Fuß auf den Nacken setzen zu dürfen! Wir stehen, nach dem laut gerühmten „Aufschwung“, am Anfang des Endes. Der deutschen Kapitalkraft wird nicht die Fähigkeit zugetraut, achtzig Millionen Mark aufzubringen. Germania, Germania, Du durch unverdiente Lobsprüche vielgeschmähtes Weib, verhülle Dein Antlitz!

Kein Volk entsagt gern seinen Illusionen, keins drängt sich zum Thron der nackten Wahrheit. Seit Jahren rasten wir in mildem Laumel dem finanziellen Zusammenbruch entgegen. Heute sehen Das freilich auch die blöden Augen. Am Anfang dieses Jahres, als der industrielle Rausch noch alle Köpfe umnebelte, erschien eine lehrerische Schrift: „Ein Blick auf den wirtschaftlichen Aufschwung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts“ von Max Wittenberg, in der es hieß: „Unaufhaltsam drängt die Volkswirtschaft zu größerer Entfaltung. Europa ist aufgetheilt. Nur Afrika und Asien harren noch der Eroberung. Kaum giebt es ein Land in der Welt, dem wir nicht unsere Mittel an Kapital und Arbeit zur Verfügung stellen. Der Bahnbau in Kleinasien und die Kolonisation dieses Bandes erheischen steigende Summen. China und Japan mit ihrer aufstrebenden Industrie, Afrika und Australien mit ihren Goldminen ziehen immer größere Kapitalien von Europa ab und es dräut die schicksalsschwere Frage, wie lange wir noch in der Lage sein werden, eben diesen Ansprüchen weiterhin gerecht zu werden. Vor Allem erfordert die elektrische Industrie, erfordern die Kolonialunternehmungen, Meer und Marine Aufwendungen, die zum großen Theil Immobilisationen darstellen und erst nach längerer Zeit oder aber überhaupt nicht Früchte tragen, antrogend in die Volkskraft zurückströmen. Wie beantworten wir die bange Frage, ob wir ohne schwere Erschütterung, ohne Schädigung des nationalen Wohlstandes durch Vermögensverschiebungen und Werthvernichtungen diese Opfer in wachsendem Maße tragen können, zumal, da der Kapitalreichtum auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland nur 3800 Mark beträgt gegenüber 6700 Mark in Frankreich und 7400 Mark in England, denen obendrein in ihren Kolonien Reservecapitalien zur Verfügung stehen, auf die wir für eine absehbare Zeit jedenfalls verzichten müssen?“ Schnell, gar zu schnell ist das Unglück hereingebrochen, ist unsere Finanzkraft erschöpft und wir müssen betteln gehen, — in einer Blütheperiode der großen Worte, der nationalen Phrase, nach einem wirtschaftlichen Aufschwung ohne Gleichen. Was Deutschland in vielen Jahren friedlicher Arbeit erspart hat, ist aufgezehrt. Natürlich: die Einrichtungen, die für dauernde Verwendung geschaffen wurden, bleiben bestehen; aber sie erfordern zu ihrer Verzinsung Jahr für Jahr neue Summen und ihr Werth vermindert sich immer mehr, bis sie eines Tages völlig verbraucht sein werden. Sie zählen zum Rationalvermögen. Aber wie jedes Objekt in Wucherhänden seine Bedeutung verliert, so dürfen auch unsere stolzeften Fabriken, Häfen und Eisenbahnen nicht mehr als vollgiltig ge-

rechnen werden. Die Kaufkraft der Sparer ist durch den Erwerb von Industriepapieren gelähmt, die unveräußerlich geworden sind, und der Bankrott Deutschlands — der wirtschaftliche, meine ich, denn ob auch der politische, habe ich nicht zu entscheiden — ist eine nicht mehr bestreitbare Thatfache. Zerstückelten Staaten wie Ungarn und Rumänien haben die deutschen Banken noch vor wenigen Monaten über hundert Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Heute wollen sie nicht die achtzig Millionen hergeben, die das Reich verlangt, und wir gehen mit „Schaffscheinen“ nach Amerika pumpen!

Sind wir wirklich nicht mehr in der Lage, diese Mittel aufzubringen? Im Februar 1899 wurden 75 Millionen Mark dreiprozentiger deutscher Reichsanleihe und 125 Millionen Mark dreiprozentiger preussischer Konfols ausgegeben und auf diesen Bedarf wurden — fast ausschließlich in Deutschland — gegen vier Milliarden Mark gezeichnet. Freilich: der Jubel, mit dem dieses verwunderliche Ereigniß begrüßt wurde und der dem tollen Wahn, unsere Mittel seien unbegrenzt, neue Nahrung zuführte, so daß er zu ausgeprägter Berrücktheit wurde, hat sich bald als unberechtigt erwiesen. In ganzen Massen strömten diese sogenannten erstklassigen Werthe in die Bankkassen zurück und schon bald nach der Ausgabe muhte der amerikanische Markt mit der Bitte um Unterstützung aufgesucht werden. Ein sanfter Druck auf die um die Freundschaft mit den deutschen Regierungen dringender Geschäftsinteressen wegen sehr besorgten amerikanischen Versicherungsgeellschaften veranlaßte diese Institute, einige Millionen deutscher und preussischer Anleihen in ihre Reservefonds hineinzunehmen. Sonst ließ sich kein Land bewegen, uns unter die Arme zu greifen. Selbst ein vierprozentiger Zins lockte nicht mehr. Ja, wir muhten den schweren Schmerz erdulden, daß Herr Witte in diesem Jahr an unserer Thür vorüberging, ohne anzupochen. Wir haben uns sogar auf eine Stufe mit jenen Schwächlingen unter den Staaten

gestellt, die nur zur Befriedigung des tagtäglichen Bedürfnißes, um die Staatskasse im Gang zu erhalten, fremde Hilfe in Anspruch nehmen müssen, von Bereitwilligkeit abhängig werden. Sonst wird ein solches Abhängigkeit nur zwischen Nationen begründet, die einander im Waarenverkehr in der Arbeit, nicht aber zwischen Staaten, die sich in dem Kampf um die weltliche Herrschaft mit der größten Kraft bekämpfen, wie Deutschland und die einigten Staaten es bisher thaten und auch weiter thun werden.

Wenn es im Deutschen Reich eine Regierung giebt, die ernsthaft handelt, dann hätte sie in dem Augenblick, wo sie trotz umfassenden Verlebens sich nicht mehr fähig fühlt, ihre weltpolitischen Träume zu lichten, weil es ihr an dem nöthigen Gelde fehlt, die Probe auf das Eisen zu machen und an die Hilfsbereitschaft der Chinaschwärmer appelliren müssen. Die Träger klangvoller Namen, die Branden, die unter den patriotischen Rufen glänzen und die patriotische Phrase bis zu einem Vohrsatz für Knaben- und Mädchenschulen durchdrangsalirt haben, die Millionen auf die China erfordert, meinten sie es ernst mit den Neben, mit denen sie die Vermehrung der Flotte und zum Erwerb neuer Kolonien die Bevölkerung anzuregen, so könnten wir uns in Gottes Namen in Abenteuer stürzen und andere Experimente wagen. Bevor aber die erforderlichen Gelder vorhanden sind, ist es ein an schlimme französische Muster mahnendes Unternehm-

spielige Kriege zu führen. Die Männer, die an der Spitze der Banken stehen, haben ein ruhiges Gewissen. Sie zahlen den patriotischen Vereinen willig ihren Jahresbeitrag, verneigen sich aber ablehnend, sobald den ihrer Leitung anvertrauten Instituten zugemuthet wird, sich in schlechte Geschäfte zu verstricken, nur, um etwa hohen Herren einen Gefallen zu erweisen.

Der Reichsschatzsekretär ist übrigens auch ein merkwürdiger Herr. Er gönnt für die selben Leistungen einem fremden Volk größere Gewinne als dem eigenen. Leihet der deutsche Sparer dem Reich Geld, so erhält er drei Prozent; der ehrbare Amerikaner, den wir gern „smart“ nennen, bekommt aber vier Prozent Zinsen. Wäre die wohlweise Regierung für das Ergehen der Landeskinder bedacht, so hätte sie zunächst die dreiprozentigen Anleihen an die Herren Kuhn, Voß & Co. zu begeben versuchen, vierprozentige Schatzscheine aber den inländischen Kapitalisten vorbehalten müssen. Und es ist fraglich, ob nicht eine Verbesserung der Bezugsbedingungen doch die deutschen Banken bewogen hätte, gegen gute Sicherheit — wie wäre es mit einer Verpfändung der Bälle? — die jetzigen achtzig und die vielen weiteren Millionen dem Reich vorzuziehen, die es dem chinesischen Drachen in den Klauen wirft. Die geschäftliche Tüchtigkeit der Reichsfinanzkräfte wird von kundigen Leuten nicht allzu hoch veranschlagt; aber wenigstens ein etwas nationaleres Vorgehen in einer als national hingestellten Angelegenheit wäre wirklich zu fordern gewesen. Es liegt die Gefahr vor, daß die neuen Schatzscheine nicht einmal zu Pari ausgegeben werden, während sie bekanntlich zu Pari eingelöst werden müssen. Die alten, niedriger verzinslichen Reichsanleihen hätten freilich einen furchtbaren Druck erleiden müssen, wenn sie eine Konkurrenz durch neue, vier- oder fünfprozentige Werthe erhalten hätten. Im Interesse der Besitzer unserer Staatspapiere ist es daher erwünscht, daß die neuen Millionen nicht dem Inland zum Bezug angeboten werden. Aber es wäre doch nur eine artige Selbsttäuschung, wollte man deshalb auch den Stand unserer Finanzen günstiger beurtheilen. Ganz und gar lächerlich ist vollends die Entschuldigung, daß sich amerikanische Kapitalisten mit ihren Mitteln dem Reichsschatzamt angeboten haben. Wer auf seinen Namen und seine Ehre hält, nimmt nicht jedes Angebot an, sondern prüft sehr sorgsam die Geldleute, in deren Gewalt sich zu geben ihm zugemuthet wird. Noch ist die Situation unklar; Eins nur ist sicher: wäre nicht die Börse durch den Zusammenbruch der Hausspekulation und die Verfehlungen einer feindsälligen, ununterrichteten Befehlsgebung verzweifelt, so hätte sie es nie dazu kommen lassen, daß Deutschland dem Yankee tributpflichtig wird.

Lynkeus.



Nicht verschwiegen darf werden, daß manche Bankleute meinen, es sei vernünftig gewesen, dem deutschen Markt jetzt nicht die Uebernahme neuer Staatspapiere zuzumuthen. Die Regierung ließ am Dienstag übrigens offiziell erklären, es handle sich gar nicht um Schatzanweisungen, sondern um Schuldverschreibungen des Reiches, für die ein dem Parikurs naher Preis erzielt worden sei und die 1906 zum Nennwerth einzulösen seien. Auch sei die Anleihe nicht nach Amerika, sondern im vollen Betrage an die Diskontogesellschaft begeben worden, die in New-York Rückdeckung gesucht und gefunden habe.



Vier Briefe.

I. „Sehr geehrter Herr Garten, in dem kleinen, aber sehr beachtenswerthen Aufsatz des Herrn Dr. Julius Duboc über die Heiligkeit des Eigenthums („Zukunft“ vom ersten September) wurde eindringlich auf die großen Gefahren hingewiesen, die die Ansammlung bedeutender Reichthümer in sich birgt. Zu der Frage, wie die Verderben drohenden Kolosse zu bekämpfen wären, möchte ich mir hiermit zu bemerken erlauben, daß vor allen Dingen Reformen auf dem Gebiete des Bodenbesitzes erwogen werden sollten, weil das Entstehen, Bestehen und Wachsen jener Kolosse hauptsächlich durch unsere Bodenrechtsverhältnisse bedingt ist. Da ich diesen Sachverhalt erst kürzlich in der wissenschaftlichen Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung in einer „Eine vernachlässigte Kardinalfrage“ betitelten Arbeit näher beleuchtet habe, kann ich mich hier auf einige Winke beschränken.

Unsere von den Römern überkommenen Bodenbesitzrechte haben für die Gütervertheilung die schwersten direkten wie indirekten Folgen. Zu den direkten gehört vor Allem die Möglichkeit des arbeitslosen Erwerbes in der grassendsten Form. Da der Grundwerth mit der sich mehrenden Bevölkerung, mit der Verbesserung der Verkehrs- und Produktionsmittel, mit der Erhöhung der öffentlichen Sicherheit und anderen der Gesellschaftleistung entspringenden Werthschöpfnern (Wasser- und Gasleitungen, Parkanlagen, Museen, Schulen, Theater u. s. w.), wie auch mit der Entdeckung von Naturwerthen (Kohle, Metalle, Petroleum u. s. w.) rasch steigt, wird der Grundbesitzer, namentlich der städtische, in den Stand gesetzt, große Summen zu verdienen, ohne einen Finger zu rühren. Beinahe werthlose Gärten und öde Sandwüsteneien in der Umgegend von Großstädten werden durch deren Ausdehnung in werthvolle Baustellen verwandelt, deren Besitzer die Hände in den Schoß legen und ruhig abwarten, bis ihnen der hundert-, ja tausendfache Betrag Dessen bezahlt wird, was ihr Grundstück früher werth war. Daß auf diese Weise Millionen im Handumdrehen „verdient“ werden, ist eine bekannte Sache. Dagegen scheint es so gut wie unbekannt zu sein, daß vom Standpunkt der Gerechtigkeit der ausschließlich von der Allgemeinheit geschaffene Mehrwerth des Bodens dieser und nicht einzelnen glücklichen Privatleuten zufallen müßte. Daß der Baustellenwucher die letzte und eigentliche Ursache der städtischen Wohnungsnoth ist und daß diese nur durch Bodenbesitzreformen beseitigt werden kann, sei nur nebenbei erwähnt.

Besonders empörend gestalten sich die Verhältnisse, nämlich die Abhängigkeit des Arbeiters und weiter Bevölkerungskreise vom Bodenbesitzer, wenn der Boden Naturschätze in seinem Schoße birgt. So ist es z. B. in Amerika schon wiederholt vorgekommen, daß einzelne Gesellschaften ganze Kohlengebiete mit Beschlag belegten und, um die Kohlenpreise künstlich hoch zu halten, nur einen kleinen Theil zur Ausbeutung frei gaben, trotzdem viele Tausende von Bergleuten hungerten und um Arbeit bettelten, trotzdem Millionen das theure Brennmaterial nicht erschwingen konnten und froren. Der Umstand, daß die Kohlenbergwerke sich in Privatbesitz befinden, kann überhaupt noch recht tolle Zustände zeitigen. Schon spricht man vom Verkauf deutscher Bergwerke an ausländische Kapitalströme; es handelt sich zunächst um die Bechen Kaiser Friedrich und Tremonia, die ein Konsortium französischer und belgischer Kapitalisten kaufen will. Warum sollten nicht eines Tages englische und amerikanische Milliardäre die deutschen Kohlenlager aufkaufen, um die deutsche In-

duftre lahmzulegen? Bei unserer heute geltenden Rechtsordnung würde nichts sie daran hindern können. Es ist merkwürdig, daß eine so natürliche Forderung, wie es die Verstaatlichung der Bergwerke ist, kaum auch nur ausgesprochen werden darf.

Die indirekten Folgen der Bodenrechtsverhältnisse bestehen in der Mäßigkeit einer absolut sichereren Kapitalanlage und in der anderen, verhältnismäßig hohen Zins für ein dargeliehenes Kapital verlangen zu können. Diese Behauptung ist vom scharfsinnigen Sozialreformer Michael Glürsheim in seinem Buch 'Der einzige Rettungsweg' erschöpfend begründet worden. Der zweite Theil dieser Behauptung ist übrigens schon vor fast vierhundert Jahren von Calvin erkannt worden, der in Erwiderung auf die Angriffe gegen das Zinsrecht sagte: 'Das Geld erzeugt nicht das Geld, Das ist unbestreitbar; aber mit Geld kauft man Ländereien, die mehr erzeugen als den Gegenwerth der darauf verwandten Arbeit und die dem Eigenthümer ein Mehrerinkommen übrig lassen, nachdem alle für Handarbeit und Sonstiges gemachten Ausgaben bestritten sind. Mit Geld kauft man ein Haus, das Miethen einbringt. Nun kann aber die Sache, mit der man Gegenstände kaufen kann, die aus sich selbst Einkommen erzeugen, betrachtet werden, als ob sie selbst Einkommen erzeugte.'

Ich wollte diese Belegenheit nur benutzen, um wieder einmal auf den 'Bund der deutschen Bodenreformer' und sein bei Hartwig in Berlin verlegtes Organ, 'Die deutsche Volksstimme', hinzuweisen. Die Bestrebungen dieses Bundes zielen nicht etwa auf eine Verstaatlichung des gesammten Bodens ab, sondern bringen vielmehr nur auf eine Reihe verhältnismäßig leicht durchführbarer Reformen, die viele soziale Schäden beseitigen würden. Die wichtigsten Forderungen des Bundes sind folgende: 1. Erhaltung und planmäßige Erweiterung des Gemeinde-Eigenthums. 2. Eine entsprechende Steuerordnung; außer der Umsatzsteuer, die noch nicht in allen Gemeinden besteht, handelt es sich um eine Bauplay- und namentlich um eine der Werthsteigerung des Bodens entsprechende Zuwachsteuer. 3. Erlass eines Wohnungsgesetzes, das die spekulative und übermäßige Ausnutzung des Bodens verhindert und Wohnräume ausschließt, die in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung gerechten Anforderungen nicht entsprechen. 4. Bei ländlichen Zwangsverläufen ein Vorkaufsrecht für die Gemeinde oder den Staat. 5. Planmäßige innere Kolonisation durch den Staat, und zwar in einer Form, die eine spekulative Verwendung und eine Ueberschuldung des neuerschaffenen Besitzes ausschließt. 6. Verhinderung der gemeinschädlichen Ausnutzung der Naturschätze. 7. Organische Uebersführung des Realcredits in öffentliche Hand. Die Wichtigkeit dieser letzten Forderung beweisen die gewaltigen Summen, bis zu denen die Pfandbriefe der Hypothekensbanken angewachsen sind. Der Werth dieser Pfandbriefe, der sich jährlich um etwa 500 Millionen vermehrt, beträgt nämlich jetzt bereits über 6 Milliarden.

Die Gefahr der Kapitalkatapulten wird beständig größer, nicht nur wegen der perversen Verwendung des Reichthums, sondern auch, weil ein großer Theil des Einkommens der ganz Reichen immer wieder zinsbringend angelegt wird. Der Zins ist jedoch kein Naturerzeugniß, sondern ein Tribut, eine Abgabe, die irgend Jemand aus seinem Vermögen oder aus seinem Einkommen leisten oder sich von vorn herein von seinem Lohn abziehen lassen muß. Reist sind es die arbeitenden Volksmillionen, und zwar sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer, die zur Aufbringung des Zinses ihren Verbrauch einzuschränken gezwungen sind. Dieser Prozeß der Verschiebung der Besitz- und Einkommenverhältnisse zu Gunsten des mäßigen Uebersättigten und

zu Ungunsten des arbeitenden Bedürftigen spielt sich im wirthschaftlichen Leben unter tausenderlei Formen ab, die oft seinen wahren Charakter verdecken. Die von sämmtlichen Kapitalisten der Erde alljährlich zinsbringend angelegten Beträge werden bereits auf etwa 15 Milliarden Mark geschätzt. Mit Entsetzen merken wir an solchen Ziffern, daß ein Wort Napoleons, die fürchterliche Herrschaft des Zinseszinses werde die Menschheit noch auffressen, thatsächlich in Erfüllung zu gehen droht.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

München-Pasing.

Professor Max Seiling."

II. Ein Brief des Herrn Karl Jentsch:

„Ein ‚Auschuß von Ruhestand-Beamten‘ schreibt mir: In ihrer bedrängten Lage haben die alten Staatsdiener an Sie gedacht und hoffen, daß Sie mit Ihrem populären literarischen Wirken auch für die alten Veteranen des Staatsdienstes gelegentlich eintreten werden. Solches Vertrauen legt mir die Verpflichtung auf, dem Publikum wenigstens darzulegen, worum es sich handelt. Früher, meinen die Klagenben, seien zwar in Preußen Besoldungen und Pensionen kärglich gewesen, aber die Beamten und Pensionäre seien trotzdem zufrieden geblieben, weil keine ungerechten Unterschiede bestanden. Seit 1882 aber seien solche Unterschiede eingetreten. Vor 1882 galt der Pensionsatz von $\frac{1}{60}$ fürs Dienstjahr und diesen beziehen alle bis dahin in Ruhestand getretenen preussischen und Reichsbeamten; seitdem gilt der Satz von $\frac{1}{80}$ und diesen beziehen die von 1882 ab pensionirten. Ferner sind 1890 und 1897 die Besoldungen erhöht worden, womit sich auch das Sechzigstel erhöhte, während die vorher Pensionirten mit der nach dem geringeren Gehalt berechneten Pension vorliebnehmen müssen. Besonders empfindlich getroffen fühlen sich die mittleren Beamten mit 3000 Mark und darüber, weil deren 1890 vorgeschlagene Gehaltsaufbesserung bis 1897 verschoben worden ist, während die Besoldungen der Unterbeamten 1890 aufgebeffert wurden, so daß die zwischen 1890 und 1897 in Ruhestand getretenen mittleren Beamten weniger beziehen als die im selben Zeitraum pensionirten Unterbeamten. Im Einzelnen kommen dann noch viele Kuriosa vor; so bezieht die Wittwe eines Briefträgers, der sich im Felddienste 1870 ein Weiden zugezogen hatte und jung pensionirt worden war, mit ihren Kindern mehr als die ganze Familie, da der Mann noch lebte, nämlich 304 Mark, während der Mann nur 228 Mark Pension bekam. Die bayerische Regierung, wird mitgetheilt, zahle solche winzige Pensionen, die nur Almosen sind, überhaupt nicht, sondern bei einer innerhalb der ersten zehn Dienstjahre eintretenden Invaldität sieben Zehntel des Gehalts. Die in ungünstiger Zeit pensionirten Ruhestandsbeamten finden ihre Zurücksetzung besonders deshalb hart, weil sie es gewesen seien, die im schweren Dienst der großen Zeit theils als Soldaten, theils als Civilbeamte die heutige Prosperität herbeigeführt haben, die es dem Staat und dem Reich ermöglcht, seinen Beamten ein hinreichendes und anständiges Einkommen zu gewähren, und weil diese Prosperität allgemeine höhere Lebenshaltung und Erhöhung der Preise vieler notwendigen Lebensbedürfnisse bedeutet. Mit ihren Petitionen haben die Ruhestandsbeamten bis jetzt keinen Erfolg gehabt; die Pensionäre haben nun eine neue Petition an den Reichstag drucken lassen, der ich von Herzen Erfolg wünsche, denn daran ist ja wohl nicht zu zweifeln, daß sich die alten Herren, wenn sie nicht eigenes Vermögen besitzen, in bedrängter Lage befinden. Allerdings schließt ihre Forderung einen Grundsatz ein,

der Bedenken erregen kann, nämlich: daß an jeder Verbesserung der Lage der Beamten auch Alle theilnehmen sollen, die vor dieser Verbesserung aus dem Amt geschieden sind. Wenn wir uns diesen Grundsatz auf die Privatwirtschaft angewendet und auch für den umgekehrten Fall gültig denken, so daß bei eintretender schlechter Konjunktur die unter der guten Konjunktur reich Gewordenen einen Theil des Erworbenen herausgeben müssen, so können wir zu merkwürdigen Perspektiven. Wenn ich also auch die Forderung der Ruhestandsbeamten grundsätzlich nicht unbedenklich finde, so möchte ich mir doch nicht die Auffassung der Herrenhauskommission aneignen, die der Berichterstatter Strudmann mit den Worten ausgesprochen hat: „Bei der Kommission überwog der Gesichtspunkt, daß das Beamtenverhältniß in der Hauptsache mit der Pensionirung erloschen ist. Der Staat erhebt keinen Anspruch mehr an diese Beamte und sie sind, indem sie ihre Pension bekommen, damit vollständig von ihm abgefunden.“ Das heißt also: der Staat kümmert sich nicht mehr um sie. Denken wir uns, es träte eine plötzliche allgemeine Preissteigerung ein, die den Ruhegehalt zum Hungerlohn herabdrückte: würde sich da der Staat nicht verpflichtet fühlen, nach seinen früheren Beamten zu sehen? Und wenn die Pensionäre in Masse der Sozialdemokratie zufielen, so wäre es doch sehr fraglich, ob der Staat nach dem Grundsatz verfahren würde, daß das Beamtenverhältniß mit der Pensionirung erloschen sei; in der Hauptsache, hat freilich Herr Strudmann vorsichtig hinzugefügt.“

III. „Hochverehrter Herr Garten, im Anschluß an meinen Artikel in der ‚Zukunft‘ vom achtzehnten August erlaube ich mir, noch Folgendes nachzutragen. Seit der Artikel geschrieben wurde, hat sich Verschiedenes ereignet, das von außerordentlicher Wichtigkeit für die weitere Entwicklung der sogenannten Negerfrage in den Vereinigten Staaten ist. Auch der Staat Nord-Carolina hat inzwischen einen Zusatz zur Staatsverfassung angenommen, wonach nur die Bürger stimmen dürfen, die des Lesens und Schreibens kundig sind und Vermögen genug besitzen, um eine direkte Steuer bezahlen zu können. Damit ist der eben so ungebildete wie mittellose Neger auch in Nord-Carolina bürgerlich brutalisirt worden, denn er kann das Stimmrecht nicht mehr ausüben. Nur das Recht, gelyncht zu werden, hat man dem Neger gelassen. Da die Neger durch ähnliche Gesetze kürzlich in Süd-Carolina, Mississippi und Louisiana entrechtet worden sind, so darf man gespannt sein, wie viele von den sechzehn ‚Skaven‘-Staaten dem Beispiel der bereits erwähnten vier Staaten folgen werden. Endgiltig erledigt ist damit die Negerfrage weder jetzt noch für die Zukunft.

Und noch eine Notiz, die Sie vielleicht interessieren wird. Wie ich sehe, veröffentlichen Sie ab und zu Charakteristisches aus New-Byzanz, wie Sie treffend gewisse Zeitungsmeldungen von Vergnügungen in ‚allerhöchsten‘ Kreisen nennen. Doch auch darin sind ‚wir Wilden‘ hier nicht mehr bessere Leute; auch bei uns blüht schon der neue Byzantinismus lustig, nur wirkt er im Lande der patentirten Freiheit geradezu grotesk. Unser sogenannter ‚alter Adel‘, wie z. B. die Vanderbilt und Astors, wohnt im Sommer gewöhnlich in dem vornehmen Badeplatz Newport, nicht weit von New-York. Ein Veibberichterstattung meldete von dort aus an den ‚Herald‘ getreulich, was die hohen Herrschaften täglich in Newport treiben. Am sechsten August schrieb dieser Brave wörtlich: ‚Gerade eine Minute lang war Mrs. William R. Vanderbilt jr. am Sonnabend abends in nicht geringen Schreden versetzt. Mr. und Mrs. Vanderbilt fuhren in ihrem neuen Automobil langsam die Bellevue Avenue

entlang, als plötzlich um eine Biegung des Weges herum zwei durchgehende Pferde, die vor eine Kutsche gespannt waren, dahergehauert kamen. Im nächsten Augenblick waren die Pferde in der Nähe von Mr. und Mrs. Vanderbilt Leute, die vorbeifuhren und den Vorfall mit ansahen, glaubten, die Sache würde ein böses Ende nehmen, wie es anfangs schien; aber eine starke und geschickte Hand hinter den Pferden hielt sie im Zaum, ehe sie ein Unglück anrichten konnten. Mrs. Vanderbilt war natürlich nicht wenig beunruhigt in Folge der fatalen Situation, doch bald hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen und war im Stande, die Fahrt fortzusetzen.⁴ Sehr niedlich ist auch, was der biedere Zeitungsmann am ersten September den new-yorker Plebejern berichtete: „Colonel und Mrs. Joh. Jakob Astor wie ihre Freunde machten heute nachmittags einen Ausflug nach Stony Point und nahmen den Ort mit Sturm. (Sinnige Anspielung auf des famosen Operetten-Colonels Heldenthaten bei Manila). Colonel Astor hatte sich, wie schon früher, auch diesmal die ausschließliche Benutzung all der Belustigungen des Ausflugplatzes gesichert. Aber die Menge der Vergnügungslustigen, die Stony Point aussuchen, war keineswegs darüber ungehalten, daß sie ausgeschlossen war, sondern eher entzückt über die Gelegenheit, auch nur von Weitem einen Anblick der Aristokratie auf einer Landpartie zu haben. Ueberdies würdigten sie die Thatsache, daß sie nahezu Ellbogen an Ellbogen mit Leuten waren, die gesellschaftliche Geschichte machen, und dieser Gedanke allein war vollauf Entschädigung dafür, daß sie diesmal außerhalb der Thore bleiben mußten.“

„Gesellschaftliche Geschichte machen“ ... nett, nicht wahr? Sie werden sicher mit Roland de Fatouville bemerken: *C'est tout commun ici!* Wir europäisiren uns wirklich mit fabelhafter Schnelligkeit; aber es ist eine Karikatur Europas, die da zu Stande kommt. In alter Ergebenheit grüßt Ihr

New-York.

Henry F. Urban.⁴

IV. Ein älterer Beamter und Offizier der Reserve schreibt:

„Vor Jahren hörte ich einmal während einer Uebung beim Liebesmahl, wie der Premier-Lieutenant v. B. (aus einer Familie, die dem preussischen Heer Duzende braver Offiziere gegeben hat) etwas Dienstliches sachlich, aber scharf tadelnd besprach. Einer jener lebenswürdigen Kameraden, die über Reichen vorwärts streben, machte „Pst, Pst!“, mit angstvollem Blinkseln nach den Stabsoffizieren. Da brüllt ihm B. an: „Sind wir Sklaven, sind wir stumme Hunde?“

Heute lese ich im Berliner Tageblatt eine — recht hübsche — Jewilleton-Schilderung der sylter Table d'hôte. Ueberraschend. Ueberwiegend, unendlich überwiegend ein großes Unbehagen. Und es ist sehr merkwürdig, zu beobachten, wie bei gewissen, oft ganz harmlosen Worten Alle einander verständnißvoll anblicken. Es genügt, daß Jemand sagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, — und die ganze Tafelgesellschaft nickt mit dem Kopf.⁴

Hat denn der Verfasser, Herr Theodor Wolff, gar keine Empfindung dafür, welche Entwürdigung er schildert? „Anicken und nicken, mit den Augen zwicken: beim Wink nickt' ich den Nicker packen, den Garaus geben dem garstigen Zwicker!“ Sind wir wirklich so feig, daß wir aus Furcht vor ein paar Duzend auf Majestätsbeleidigung püfchenden Staatsanwälten das Maul nicht mehr aufzutun wagen? Sind wir stumme Hunde?

Zeit wann und durch welches Gesetz ist es deutschen Staatsbürgern verboten, auszusprechen, was Hunderttausende denken: Wir mißbilligen, ohne Seiner Majestät gute Absicht irgend anzuzweifeln, fast jeden Satz, den der Kaiser über die Chinafrage gesprochen, geschrieben oder telegraphirt hat, vom Pardonsverbot und Hunnenvergleich bis zur Empfehlung Waldersee's an Mac Kinley als des Watten von Esther See. Wir sind erschreckt über die Wirkung, die des Kaisers Diction auf Waldersee ausgeübt hat, der (wie weiland Ducrot) schwört, nie einen Rückzug zu befehlen, und von dem sogar in den zahmen Preussischen Jahrbüchern gesagt wird, sein (eines aktiven Generalfeldmarschalls!) Verhalten sei den besten Traditionen des preussischen Offiziercorps zuwider gewesen. Wir — Das heißt Jeder, der eine Ahnung von den Verlesesformen der Souveraine hat — sind bestürzt über Das, was dem höchsten Vertreter des Deutschen Volkes in letzter Zeit vom russischen Kaiser geboten worden ist. Wir mißbilligen einmüthig einen großen Theil Dessen, was von dem Leiter der Reichspolitik gethan worden ist: das Drängen in, ja, vor die Front, den Umfang unserer Truppenführung. Wir befürchten von diesen Worten und Thaten großes Unheil für das Verhältniß zu den anderen Mächten, für die Meinung des Auslandes vom deutschen Volkscharakter, für unseren Handel, für unsere Finanzen. Wir sind aufs Tiefste entrüstet, daß Kanzler und Minister nicht jene Worte und Thaten verhindern, wie ihres Amtes ist, oder dieses Amt quittiren. Wir tabeln auf das Schürfste, daß ein Krieg mit Opferung von Tausenden gesunder Körper und hundert Millionen Mark geführt wird, ohne die Vertretung des Volkes zu hören. Und Das Alles müssen wir schlotternd verschlucken, aus Furcht vor dem Büttel?

Dabei wäre es so gefahrlos, frei von der Ueber zu sprechen, wenn nur Fünfhundert, wenn nur Hundert die Courage hätten! Einem, fünf, zehn muthigen Schriftstellern und Rednern kann man das Leben sauer machen durch Beschlagnahmen, Verbote, verantwortliche Vernehmungen, Anklagen, Armesänderbänkchen. Bei Fünfzig hört's schon auf! Wie schnell würde dann selbst Herr Schönstedt seinen Staatsanwälten Hahn in Ruh kommandiren! Festhalten, wenn es kräftig von unten blies: Das konnte wohl Bismarck. Die Herren von heute haben stets nachgegeben: siehe zahlreiche Gesezrentwürfe, zuletzt noch die Lex Heinze. In drei Wochen wäre der Reichstag versammelt, wenn das Volk es laut und einmüthig forderte.

Und dann? An dem einzigen Ort, den ein Fünfhüzigmillionenvolk immun von den Ansichten der Staatsanwälte über die Grenzen der Redefreiheit erhalten hat: werden dort die Stummen reden? Werden die Abgeordneten von rechts und aus der Mitte, wie die konservativen Dresdener Nachrichten von ihnen verlangen, nicht, wie bisher, stumme Zuschauer der linksliberalen und sozialdemokratischen Opposition sein, sondern offen Farbe bekennen, sich selbständig und unabhängig zeigen, mit Entschiedenheit darauf bringen, daß sie die Minister nicht mehr „als bloße Handlanger zu bewerthen haben, daß wieder im Sinn der Reichsverfassung regirt werde“? Werden also die Abgeordneten, wie das konservative Organ ungewisselhaft, aber wieder mit unnöthiger Verhüllung, fordert, so ehrerbietig wie entschieden aussprechen, daß sie fast alle Reden und viele Handlungen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers mißbilligen?

Ja, schnell und schroff ist die Stimmung umgeschlagen. Schon wird sogar Herrn Mofses Meute umgepiffen, die noch lange unentwegt Hurra brüllte, als Konservative, Rationalliberale und Centrum schon schwere Bedenken äußerten. Die nach oben schnuppernden Nasen bekamen diesmal die Witterung von der geänderten

Stimmung des lieben Publikums zu spät und ich hat Garden im Stillen Alles ab, was ich über seine Ausfälle gegen diese Sorte von Freisinnigen Jahre lang gezärtet hatte. Aber trotz diesem Umschlag sind wir noch weit entfernt, den Muth unserer Meinung zu haben. Noch immer knicken und nickten wir. Noch immer ducken wir uns, wenn der Schutzmann den Nachbarn am Stragen faßt, oder freuen uns gar, weil uns des Nachbarn Weltanschauung oder seine Manier oder seine Nase nicht gefällt, — oder weil er ein unbequemer Konkurrent ist. Kräftig spricht das Organ der Großindustriellen, die Rheinisch-Westfälische Zeitung, vom „Anschreiben der Führerrolle, Spott der ganzen Welt, Abwenden vieler Auswärtigen vom Monarchismus, sinnlosem Laumel im Inlande, gedankenloser Dummheit eines großen Theils des deutschen Volkes, Tintenkuhlis des Auswärtigen Amtes, Lobeshymnen in den künstlichen Blättern, Narrenspößen, von der Rolle eines Theatergenerals, der in Tientsin wöchentlich eine Parade abhalten darf, von den Strebern in den bürgerlichen Parteien, von der ungünstigen Entwicklung Deutschlands in den letzten zehn Jahren und den fortwährend gemachten Fehlern.“ Aber wer hat denn nach der Meinung des Blattes die Fehler gemacht? Die Handlanger und Manager? Wozu führen denn diese Fiktionen, Verschiebungen, falschen Adressen, wie kann dabei Erfolg erwartet werden? Wo in aller Welt steht denn geschrieben, man dürfe Worte und Thaten des Monarchen nicht tadeln? Hier, meine Herren Kaufleute und Industrielle, die Sie leider in Deutschland an Muth hinter den doch viel exponirteren Beamten, Professoren, Literaten bei solchen Anlässen noch zurücksetzen, hier ist Verfassung und Strafgesetzbuch: zeigen Sie mir eine Stelle, die Ihnen verbietet, Ihre Kritik gegen die Person zu richten, die Sie in Wahrheit meinen. Ich kann es verstehen, daß ein Monarchist denkt und sagt: Alles, was mein König spricht und thut, ist wohlgesprochen und wohlgethan. Aber wenn er die Worte und Thaten für unheilwiegend hält, wenn er sich gedrungen fühlt, dagegen anzukämpfen, wenn die Worte öffentlich vom Monarchen gesprochen sind, daß dann ein deutscher Mann anno 1900, daß fünfzig Millionen vor den spottenden Augen der ganzen Welt sich fürchten, zu sagen, was sie denken: Das ist so ziemlich das Traurigste, was ich im öffentlichen Leben gesehen habe. Haben wir deshalb im Kriege geschwigt, gehungert, gefroren, unsere Knochen zu Markte getragen, haben wir deshalb unter unserem herrlichen alten Kaiser Jahre lang Bismarcks glorreich bescheidene Politik unterstützt, haben wir deshalb ein einiges, starkes, blühendes, gefürchtetes Deutschland schaffen helfen, um nun auf unsere alten Tage wie die Kammerherren zu wispern, wie die Eunuchen zu raunen oder gar hinter dem Maulkorb zu schweigen? Sind wir denn stumme Hunde?

Jeder Preuze hat das Recht, seine Meinung frei zu äußern. Die Person des Königs ist unverletzlich; wir denken an keine Verletzung. Der König darf so wenig wie jedes andere Glied des Volkes beleidigt werden; wir weisen jeden Gedanken an solche Beleidigung empört zurück. Noch mehr: wenn wir verantwortliche leitende Staatsmänner haben, wenn der König nur mit ministeriellen Bekleidungsstücken und erscheint, wenn die Minister, wie weiland Bismarck, vor dem Throne stehen, dann gebietet die schulbige Ehrfurcht vor dem Monarchen und vor der Monarchie, jede sich etwa regende Opposition nur gegen die Minister zu richten. Wenn aber diese Minister in der Ferne jagen, baden, flühen, wenn uns mit dem Hammer die Erkenntniß beigebracht wird, an den Kaiser allein dürften und sollten wir uns halten, — dann dürfen und müssen wir auch sagen: Wo geirrt ist in Wort und That, ist vom Kaiser geirrt.“